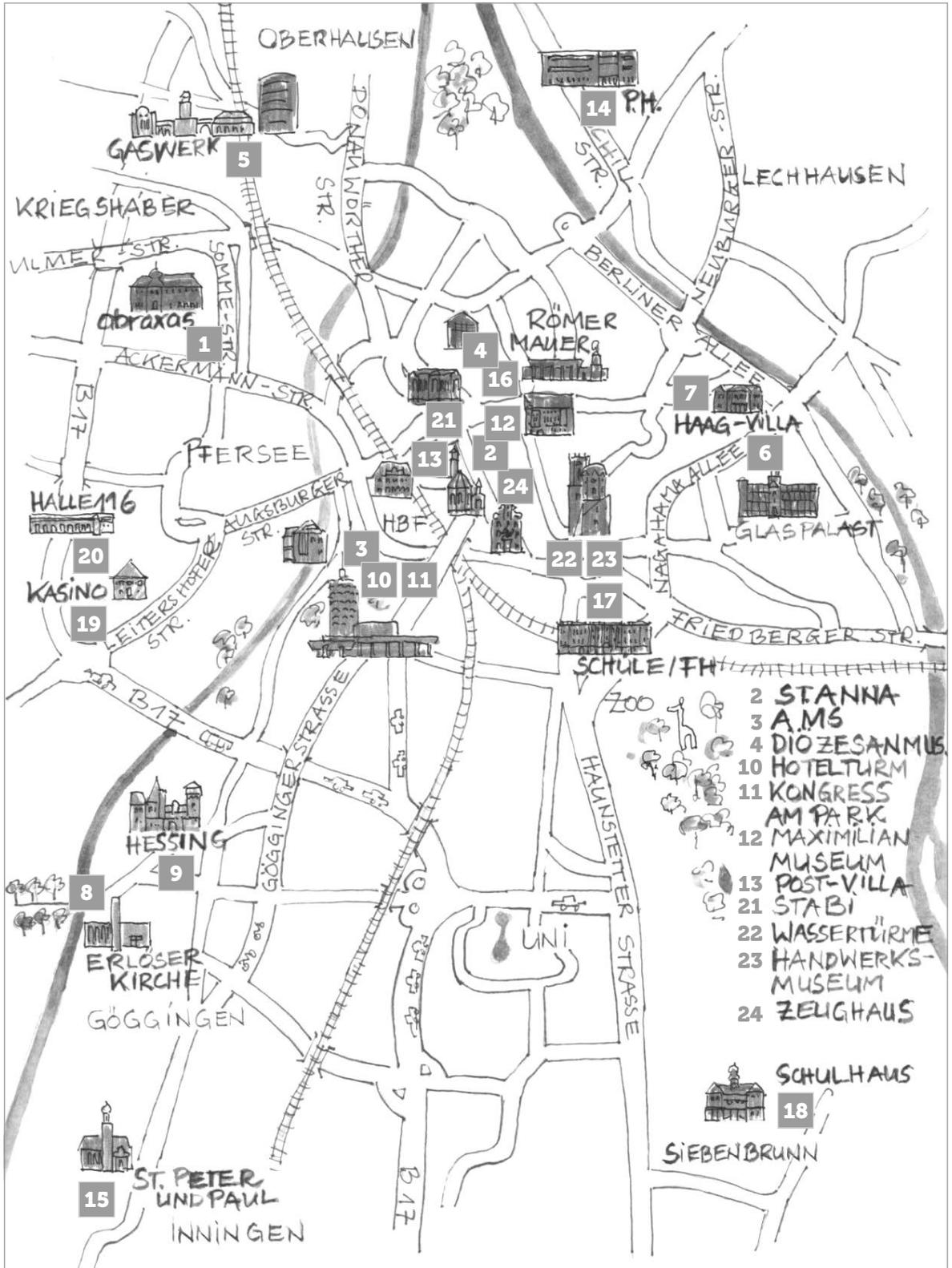




Tag des offenen Denkmals 2013

Jenseits des Guten und Schönen –
Unbequeme Denkmale?

Lageplan



Vorwort

OB Dr. Kurt Gribl und Gerd Merkle

In allen Staaten Europas wird der „Tag des offenen Denkmals“ begangen. Damit ist er beispielgebend für den Gedanken der europäischen Einigung. Mit diesem gesamteuropäischen Denkmaltag werden den Bürgern Europas nicht nur die architektonischen Schätze ihrer Heimat gezeigt und ins Bewusstsein gerufen, sondern die gebaute Vergangenheit wird in einen Kontext gestellt, der deutlich macht, wie sehr Baukunst und bildende Kunst in Europa gemeinsame Kultur sind.

Zurück geht der Denkmaltag auf den früheren französischen Kulturminister Jacques Lang, der 1984 den „Tag des offenen Denkmals“ ins Leben rief; seit 1993 wird er auch in Deutschland begangen. Traditionell findet er jeweils am zweiten Sonntag im September statt, heuer also am 8. September 2013. Seit 2001 wird der Denkmaltag von der Deutschen Stiftung Denkmalschutz, die deutschlandweit die Präsentationen koordiniert, unter ein gemeinsames inhaltliches Dach gestellt – in diesem Jahr lautet das Thema einfach: „Jenseits des Guten und Schönen – Unbequeme Denkmale“.

Hier haben wir es mit den unterschiedlichsten und auch umstrittenen Gesichtspunkten zu tun: Ist ein Bauwerk, das aus einer Zeit stammt, die als äußerst problematisch angesehen wird, alleine

deshalb nicht erhaltenswert? Oder ist nicht gerade die Erhaltung als Mahnmal ein Bestandteil der Erinnerungskultur? Sind archäologische Fundbereiche, die Ausgangspunkt und früheste Geschichte der Stadt belegen, nur deshalb nicht erhaltenswert, weil sie einem Investitionsvorhaben entgegenstehen könnten? Oder anders ausgedrückt: Darf alleine aus Gründen der Mode (zum Beispiel der sich wandelnden Prämissen des Städtebaus und der Stadtarchitektur) oder Geisteströmung vorhandene Bausubstanz geopfert werden?

Beim Denkmaltag 2013 wird das breite Feld des Themas exemplarisch vorgestellt, einschließlich der vielen Narben, die dem Stadtbild ohne Not geschlagen wurden.

Der diesjährige Denkmaltag bietet die Möglichkeit, dem Thema mit seinen vielen Facetten nachzugehen. Ergänzt wird das Besichtigungsprogramm noch durch weitere Bauten, die sonst nicht zugänglich sind oder für die dieses Jahr erläuternde Führungen angeboten werden.

Wir wünschen Ihnen viel Freude bei der Lektüre dieser Informationsschrift wie auch beim Besuch der Denkmäler, der Teilnahme an Führungen und historischen Entdeckungsreisen!



Dr. Kurt Gribl
Oberbürgermeister



Gerd Merkle
Stadtbaurat

Jenseits des Guten und Schönen – Unbequeme Baudenkmale?

„Als lebendige Zeugnisse jahrhundertealter Traditionen der Völker vermitteln die Denkmäler in der Gegenwart eine geistige Botschaft der Vergangenheit. Die Menschheit, die sich der universellen Geltung menschlicher Werte mehr und mehr bewusst wird, sieht in den Denkmälern ein gemeinsames Erbe und fühlt sich kommenden Generationen gegenüber für ihre Bewahrung gemeinsam verantwortlich. Sie hat die Verpflichtung, ihnen die Denkmäler im ganzen Reichtum ihrer Authentizität weiterzugeben.“

(Präambel der Charta von Venedig, 1964)

Als sich Norbert Huse 1997 in einem schmalen Büchlein mit Architektur und sogar mit ganzen urbanen Strukturen der Industrialisierung, der Nazi-Zeit und der DDR beschäftigte, rechnete er auch mit eingefahrenen Denkmustern der Denkmalpflege ab. Programmatisch setzte er seine Streitschrift unter den Titel „Unbequeme Baudenkmale“. Denn was Huse beschrieb, waren Relikte, die wenig mit den herkömmlichen Erwartungen an Denkmale übereinstimmen – mit Bildern von Venedig, Rothenburg ob der Tauber, Versailles, der Akropolis oder dem Kölner Dom, „schönen“, „wahren“ und „guten“ Beispielen, die im Sinne des antiken Philosophen Platon eine „seelenbildende“, „erzieherische“ Wirkung entfalten. War nicht die Denkmalpflege selbst als Gegenbewegung zur massiven Veränderung von Stadt und Landschaft während der Industrialisierung entstanden? Hatte nicht das Denkmalschutzjahr 1975 Nachkriegsplanungen noch gebrandmarkt?

Huse fügte dem Titel folgerichtig gleich die Fragen „Entsorgen? Schützen? Pflegen?“ hinzu. Denn warum sollten Industriebauten denkmalgeschützt werden, wenn dort tausende Menschen unter schlimmsten Bedingungen schufteten mussten; wenn organisch gewachsene Landschaften und Städte im 19. Jahrhundert in wenigen Jahrzehnten unwiederbringlich verändert oder zerstört worden waren? Weshalb sollten die Überreste des grauenerregenden Nationalsozialismus stehen bleiben, wenn sie doch den Tiefpunkt der deutschen Geschichte verkörperten? Wie konnten Nachkriegsbauten Denkmale sein, wenn durch sie die kriegszerstörten alten Städte ein zweites Mal zerstört, in Wolf Jobst Siedlers Worten „gemordet“ worden waren? Huse und mit ihm auch andere Denkmalpfleger fanden schon eine Antwort: Wie alte Bücher oder Protokolle sind die Denkmale ebenfalls Zeugnisse von Geschichte. Dass Nürnberg die Stadt der NS-Reichsparteitage war, sehen Besucher, deren Weg nicht ins Archiv führt, eben daran, dass es Orte wie das riesige Reichsparteitagsgelände gibt. Mehr noch: Die KZ-Gedenkstätte Dachau macht Größenwahn und Menschenverachtung des NS-Regimes viel unmittelbarer deutlich als jede Schriftquelle. „Das Ge-

dächtnis“, betont Jan Assmann, „braucht Orte, es tendiert zur Verräumlichung.“ Im „Nirgendwo“ aber, da gibt es auch keine Erinnerung mehr (Dieter Hoffmann-Axthelm). Kulturgeschichte – egal welchen Landes – ist niemals nur „schön“ und „gut“, es gibt immer eine „dunkle Seite“. Ein Bewusstsein für die Geschichte zu haben, auch als Mahnung für die Zukunft, ist ein Grundpfeiler der Demokratie in Deutschland. Nicht umsonst werden unbequeme Denkmale häufig gerade dann zerstört, wenn das Erinnern an missliebige Phasen der Geschichte oder eine historische Schuld unterbunden, wenn die Geschichte also geglättet werden soll.

Augsburg – die unbequeme Stadt?

Ein auf Augsburg konzentrierter Blick im Jahr 2013 zeigt: Noch immer erscheinen die von Huse beschriebenen „schwierigen Erbschaften“ den Wenigsten schützenswert. Sie werden trotz ihres kulturgeschichtlichen Erinnerungswertes erst gar nicht zum Denkmal oder Ensemble deklariert, wie der Großteil der NS-, später US-Kasernen im Westen Augsburgs (Sheridan- und Reese-Kaserne); selbst der Denkmalstatus schützt aber kaum vor Tilgung aus dem Stadtbild, wie im Falle der AKS Shedhallen. Schlimmer noch: Nicht nur Huses „schwierige Erbschaften“ gelten in den Augen vieler mittlerweile als unbequem, sondern im Grunde fast alle Denkmale, wenn sie anderen, „wichtigeren“ Interessen im Wege stehen. Um nur ein Beispiel zu nennen: Am 23.05.2012 fasste der User „Ponelle“ im Internetforum der „Augsburger-Allgemeine“ den Zorn vieler Augsburgerinnen und Augsburger anlässlich eines Verbots von Trambahn-Wartehäuschen in der Maximilianstraße wie folgt zusammen: „Wieder einmal ein Beispiel mehr, dass es an der Zeit wird (sic!), den Denkmalschutz zu ‚entmachten‘, denn das Wohl der Menschen muss eindeutig höher bewertet werden als das Wohl irgendwelcher toter Steine!“ Aber wie viele dieser „toten Steine“ gibt es in Augsburg eigentlich? Die über 2000-jährige Geschichte der Stadt legt exorbitantes Denkmalreichtum nahe, doch mit 1.070 Einzelbaudenkmalen liegt

Augsburg in Bayern gerade einmal an sechster Stelle nach München (7.202), Nürnberg (2.157), Fürth (1.702), Bamberg (1.347) und Regensburg (1.347), aber vor Erlangen (1017), Coburg (862) und Würzburg (802). In der denkmalreichsten Stadt Deutschlands, Leipzig, sind es sogar zirka 17.000 Objekte.

Die 1.070 Einzeldenkmale in Augsburg entsprechen nur zirka 1,3% des Baubestandes. Hinzu kommen 168 Bodendenkmale und 20 ensemblesgeschützte Areale. Damit ist natürlich wenig über die spezifische Qualität des baulichen Erbes ausgesagt. Schlüsselt man die Baudenkmale nach Entstehungszeit auf, so fällt der Reichtum an Substanz vor 1800 in Augsburg (zirka 630) gegenüber München (zirka 230) und Leipzig (zirka 250) auf. Nürnberg besitzt eine etwas höhere Zahl (knapp 670) an Gebäuden, die vor 1800 entstanden sind; dort sind sie allerdings viel stärker über die Stadtteile verstreut.

Der Augsburger Denkmalbestand ist ziemlich sperrig: Bourgeoise historistische Mietshäuser, Lieblinge in der Gunst von Immobilienmaklern, machen nur einen relativ kleinen Teil aus. Besonders zahlreich sind indes mittelalterliche und frühneuzeitliche Zins- und Handwerkerhäuser mit kleinen, niedrigen und oft dunklen Räumen. Aufgegebene Industriebauten wiederum besetzen mit ihren Shedhallen riesige Flächen, was ihre Umnutzung für den Wohnbau erschwert(e). Mit zunehmend säkularer Gesellschaft werden künftig vielleicht für einige der vielen denkmalgeschützten Kirchen und vor allem Klöster in Augsburg neue Nutzungen gefunden werden müssen – ähnlich wie im Falle von St. Joseph im Stadtteil Oberhausen. Dieses Gotteshaus wird gerade teilweise zum Archiv umgebaut. Archäologische Denkmale, die es in Augsburg ebenfalls in großer Zahl gibt, sind besonders fragil, da sie häufig beim Ausgraben vernichtet werden.

Die Denkmale und die Politik – die geplante und die ungeplante Stadt

Denkmalpflege ist stets eine politische, gesellschaftliche Angelegenheit. Es waren interessierte Bürger und Fachleute, die den sorgfältigen Schutz bestimmter Bauten einforderten – wie im Fall des Augsburger Zeughauses (Vgl. Nr. 24). Erst als Reaktion konnten sich schließlich die deutsche und auch die bayerische Politik zu einem Denk-

malschutzgesetz (1973) durchringen. „Denkmäler sind von Menschen geschaffene Sachen oder Teile davon aus vergangener Zeit, deren Erhaltung wegen ihrer geschichtlichen, künstlerischen, städtebaulichen, wissenschaftlichen oder volkskundlichen Bedeutung im Interesse der Allgemeinheit liegt.“ So lautet die Definition im Bayerischen Denkmalschutzgesetz. Weiter heißt es dort: „Die Gemeinden nehmen bei ihrer Tätigkeit, vor allem im Rahmen der Bauleitplanung, auf die Belange des Denkmalschutzes und der Denkmalpflege, insbesondere auf die Erhaltung von Ensembles, angemessene Rücksicht. (...) Die Eigentümer und die sonst dinglich Verfügungsberechtigten von Baudenkmalern haben ihre Baudenkmäler instandzuhalten, instandzusetzen, sachgemäß zu behandeln und vor Gefährdung zu schützen, soweit ihnen das zuzumuten ist.“

Die Augsburger Kommunalpolitik nutzte die Denkmalpflege vor allem in den 1980er Jahren erfolgreich als Instrument des Städtebaus: Die Sanierung von Lech- und Ulrichsviertel oder des Ensembles Hochfeld-Nord hatte nicht nur eine gestalterische, sondern vor allem eine soziale Dimension. Jede öffentliche Investition zog privates Engagement nach sich – zum dauerhaften Gewinn für die Stadt. Gleiches gilt für viele andere Projekte: Für den Komplex um die Wassertürme und das ehemalige Heilig-Geist-Spital zum Beispiel, für Teile des AKS-Geländes oder das Kurhaustheater Göggingen. Wann immer die Stadt ein Denkmal einer öffentlichen Nutzung zuführte, wurde eine Erfolgsgeschichte daraus.

Seit den 1990er Jahren jedoch geriet die Augsburger Politik unter Druck: Die Stadt steckte in einem tiefen Strukturwandel, viele Flächen und Bauten ehemaliger Textilbetriebe waren in kommunalem Besitz. Gleichzeitig gaben die US-Streitkräfte riesige Kasernen im Westen auf. Hinzu kamen ein äußerst angespannter Haushalt und die für eine Industriestadt typische geringe Kaufkraft der Einwohner. Die Stadt veräußerte vor diesem Hintergrund eine Reihe ihrer denkmalgeschützten Liegenschaften wie das Werk Aumühle der SWA (Glaspalst) oder das Gignouxhaus, vorwiegend aus fiskalischen Interessen. Meist nutzte sie nicht die Möglichkeit, stärker auf städtebauliche Einfügung – durch eine gewisse Struktur, durch Wegenetze oder aber durch bestimmte Funktionen zu pochen – vermutlich aus Angst, auf unabsehbare Zeit innerstädtische Brachen zu schaffen. Wenn es überhaupt eine übergeordnete

Planung gab, so wurde sie allzu häufig gegen den Rat der eigenen Stadtverwaltung nicht umgesetzt. Kreative Zwischennutzungen wurden nicht weitergeführt, stattdessen eine Investoren hörige Politik eingeläutet. Denn so „unnützlich“ die historischen Bauten aus wirtschaftlicher Sicht sein mochten, so begehrt waren die großen, innenstadtnahen Grundstücke, auf denen sie standen. Projekte wie eine Moschee in der ehemaligen Spinnerei Bemberg, oder ein Café im ehemaligen Tivoli-Kino am Ernst-Reuter-Platz konnte man nicht verwirklichen, weil bereits Baurecht bestand, als der Denkmalstatus attestiert wurde. Die Folgen dieser Politik werden nun, etwa 15 Jahre später, in einer Phase des boomenden Immobilienmarktes, augenscheinlich, weil anstatt der alten Bebauung die immer gleichen Wohnmodule hochgezogen wurden und werden: an der Stelle der Spinnerei Bemberg ebenso wie am Glaspalast oder auf dem AKS-Gelände. Wo das Tivoli-Kino stand, ist heute gar eine leere Fläche. An diesen Orten – und an zahlreichen anderen in Augsburg – wurden weder überkommene bauliche Strukturen aufgegriffen, noch eine innovative Architektur realisiert, noch zeitgemäße städtebaulich-soziale Konzepte im Interesse der Allgemeinheit umgesetzt. Nicht die Denkmalpflege verhinderte hier fortschrittlichen Städtebau, sondern Konzeptlosigkeit.

Die Denkmale und die Norm

Denkmale geraten häufig ins Visier, wenn es darum geht aktuelle baurechtliche Bestimmungen zu realisieren, denn sie fallen meist aus jeglicher Norm, z.B. des Brandschutzes oder der Barrierefreiheit. Historische Bauten werden aber nie ganz an aktuelle Vorgaben angepasst werden können. Dies gilt zum Beispiel für die Wassertürme am Roten Tor (Vgl. Nr. 22) – ein Aufzug im Inneren oder Äußeren würde ihre Substanz so stark zerstören, dass es keinen Grund mehr gäbe, diese Bauten zu besichtigen. In den meisten anderen Fällen – man denke an das Maximilianmuseum, das Wiesel- oder Köpffhaus – finden Denkmalpfleger und Nutzer aber zu Lösungen, die erträgliche Eingriffe in die Bausubstanz darstellen.

Wo die „Energiewende“ erklärtes politisches Ziel ist, wird alte Architektur schnell zum Feindbild: Sie gilt als teure „Energieschleuder“. Ästhetik dürfe nicht über dem existentiellen Ziel des Energiesparens stehen, ließ Tübingens Oberbürgermeister Boris Palmer auf einer „Konferenz zur

Schönheit und Lebensfähigkeit der Stadt“ in Düsseldorf denn auch vernehmen, um auf Nachfrage des Architekten Hans Kollhoff nachzusetzen, er wolle notfalls ganz Tübingen in Styropor verpacken. Gerade auf ältere Bausubstanz wirkt sich eine Dämmung mit Styropor oft verheerend aus: Das Brandrisiko erhöht sich, Feuchtigkeit sammelt sich im Mauerwerk, das zu schimmeln beginnt. Glaubt man dem Schweizer Architekten Paul Bossert, so erreichen Altbauten sogar bessere Werte als moderne Passivhäuser, wenn Keller und Dachböden gedämmt und die Fenster doppel- oder isolierverglast werden. Denn vor allem die vorindustriellen Bauten waren ganz zwangsläufig den Wetterbedingungen angepasst – zum Beispiel mit Spitzdächern als Klimapuffer. In der Debatte um die Energiewende wird zu wenig bedacht, dass es ökologischer ist, den Bestand zu nutzen, als Neubaugebiete mit frei stehenden Wohnhäusern auszuweisen, während die verdichteten Altbauten sich leeren. Wirklich problematisch in energietechnischer Hinsicht sind vor allem Flachdach- und Glasbauten der 1920er oder 1950er Jahre, die aber einen relativ geringen Anteil am Denkmalbestand bilden. Doch sind auch hier Sanierungsformen ohne eine „Verpackung“ möglich. Die Debatte um die Energiesanierung von Altbauten, namentlich von Denkmälern, die nur einen geringen Anteil aller Architektur in Deutschland ausmachen, bleibt insgesamt befremdlich, solange über den Energieverbrauch eines jeden, vor allem aber der Großindustrie überhaupt nicht diskutiert wird.

Die Denkmale und die Migration

In einer ehemaligen Industriestadt wie Augsburg, die traditionell stark von Zuwanderung geprägt ist, ist die Frage berechtigt, welche gesellschaftliche Relevanz die Denkmalpflege künftig haben wird. Die Denkmalschützer stellen sich dieser Diskussion zögerlich – dringlicher scheint im Moment die Frage nach dem „Überleben“ des Kulturerbes in den schrumpfenden Städten Ostdeutschlands. Kommen „die“ Migranten ins Spiel, so ist meist die Befürchtung nicht weit, die Denkmale würden „den“ Zuwanderern – in Augsburg immerhin ein Großteil der Einwohner – nichts mehr sagen, weil sie nicht Spiegel „ihrer“ Kultur und „ihrer“ (persönlichen) Geschichte seien. Der Architekt Rem Koolhaas geht sogar noch weiter: Für ihn ist die „Stadt ohne Eigenschaften“ das gängige Szenario einer multikulturellen (oder

interkulturellen) Gesellschaft. Die mittelalterlichen Stadtkerne Europas, behauptet Koolhaas, strahlten für Einwanderer „nichts als Ausschluss und Zurückweisung“ aus – einen empirischen Beweis bleibt er allerdings schuldig. Die Denkmale – auch die in Augsburg – sind aber allen, eben nicht nur Zuwanderern, prinzipiell fremd, da sie Relikte ganz anderer Generationen und deren Gesellschaftsformen sind. „Die Erkenntnis einer Differenz zwischen Vergangenheit und Gegenwart und die Reflexion darüber, wie Erstere in Letztere hineinwirkt, gehört zu den konstituierenden Voraussetzungen von Denkmalpflege [...] Ein materielles Denkmal ist also etwas, das im Wege ist, störend, eventuell recht eigentlich beunruhigend, (...)“ schreibt Hans-Rudolf Meier. Für ihn „ist es das Ungewohnte, das solche Zeugnisse der Vergangenheit vom Gewöhnlichen unterscheidet, ihr Anderssein, das den Anstoß gibt, überhaupt nach der Geschichte zu fragen.“

Es ist kein Naturgesetz, dass Alteingesessene die Augsburger Geschichte besser kennen und verstehen als Zugewanderte. Natürlich kann die chauvinistisch verbrämte Darstellung der Erdteile auf dem Deckenfresko im Festsaal des Augsburger Schaezlerpalais ein Gefühl von „Ausschluss und Zurückweisung“ heraufbeschwören. Umso wichtiger ist es, dieses Fresko zum Beispiel im Schulunterricht oder durch museumspädagogische Vermittlung als eine ins Bild gepresste europäische Weltansicht des 18. Jahrhunderts zu erklären. Das Deckenfresko ist zudem Beweis, dass sich die Neugier am Fremden durch die europäische Kulturgeschichte zieht. Zuwanderern eine solche Neugier grundsätzlich abzusprechen, ist rassistisch, zumal der Bestand an denkmalgeschützten Bauten in Augsburg letztlich bereits auch Migrationsgeschichte spiegelt. Ein Beispiel ist das ehemalige Waschhaus der Augsburger Kammgarnspinnerei, in dem heute eine Moschee beheimatet ist. Schließlich waren viele der Textil-Arbeiter Zuwanderer. Ähnliche Erinnerungsspuren der Migration könnten und sollten künftig noch stärker Eingang in die Denkmallisten finden. Denn Denkmalpflege ist – wenn auch immer ein „konservatives“ Handeln – in ihren Positionen nicht statisch, sondern entwickelt sich mit der Gesellschaft weiter. In den letzten 50 Jahren erweiterte sich der Horizont: Ging es bei der Charta von Venedig (1964) noch vorwiegend um eine europäische Perspektive, so kommen in der Charta von Nara (1994) oder der Charta von Burra (1996) auch andere denkmalpflegerische Positionen zum

Tragen, die – wie in vielen asiatischen Kulturen – weniger stark der originalen Bausubstanz verpflichtet sind. Solche unterschiedlichen Konzepte bedürfen ihrerseits eines „Differenzschutzes“.

Vor dem Hintergrund einer sich stetig ändernden Gesellschaft sind Denkmalpflege und Denkmalvermittlung sicherlich eine Herausforderung. Ob sie künftig eine Rolle spielen, ist aber weniger eine Frage des Migrantenanteils, sondern mehr eine Frage nach dem gesellschaftlichen Stellenwert kulturgeschichtlicher Bildung überhaupt.

Die Denkmale und der Geschmack

Alte Architektur hat nicht nur historischen Verweischarakter, sondern auch eine ästhetische Dimension. Diese ist in den meisten Fällen ausschlaggebend, ein Bauwerk zum Denkmal zu erklären. Bauen war bis zur Industrialisierung meist ortsgebunden durch klimatische und soziale Bedingungen oder durch die Auswahl und Verarbeitung von Materialien. Weil die Baustoffe wie Holz, Naturstein oder Ton aus der umgebenden Landschaft stammten, fügten sie sich in Textur und Farbe auch in diese Landschaft ein. Allen Kulturen ist jedoch gemeinsam, dass die Architekten und Bauleute sich bei der Konstruktion an der Natur orientieren mussten. Dadurch entstanden grundlegende Proportionsmuster, wie der goldene Schnitt, die als harmonisch empfunden werden. Seit dem 19. Jahrhundert veränderten neue, überall einsetzbare Baumaterialien die Architektur. Dennoch blieben bestimmte Proportionsregeln in der Architekturausbildung beständig, weil Historisches, z.B. aus der Antike, als vorbildlich galt. Mit zunehmendem Bevölkerungswachstum wurde eine serielle Bauweise nötig, die überall ähnlich aussehen konnte. Le Corbusier, Alvar Aalto oder Martin Gropius versuchten jedoch, diesem seriellen Charakter auch ästhetische Aspekte abzutrotzen. Gegenwärtige Investoren-„Architektur“ greift weder örtliche Materialien noch Proportionsregeln auf, sie reiht von Flensburg bis Berchtesgaden gleichartige Betonmodule aneinander, an deren Südseiten riesige Balkone kleben. Bestimmendes Element sind vor allem die kommerzielle Verwertbarkeit von Grund und Boden und ein möglichst rentierliches Bauen.

Es sind dann oft nur die Denkmale, die einen Ort identifizierbar und „schön“ machen. Niemand wird bestreiten, dass Augsburg ohne Rathaus,

Dom, Glaspalast oder die Handwerkerhäuser eine wesentlich „unästhetischere“ Stadt wäre.

Dass sich 20% der Touristen von Bayern enttäuscht zeigen, wie die „Gesellschaft für Konsumforschung“ herausfand, sollte nachdenklich stimmen und die Frage nach den Ursachen aufwerfen. „Ich bin sicher,“ schrieb Egon Johannes Greipl in den Denkmalpflege-Informationen (Nr. 152, Juli 2012), „dass sich ein Zusammenhang einstellen wird mit den dramatischen Verlusten, die unsere historischen Kulturlandschaften, unsere Orts- und Stadtbilder in den letzten vierzig Jahren erlitten haben und, vor allem durch ‚Deregulierung‘ und durch Fehlentwicklungen im Rahmen der ‚Energiewende‘, beschleunigt erleiden.“

Die Denkmale und der „Stoffwechsel“

Denkmale sind auch deshalb unbequem, weil sie einer stetigen, nicht zuletzt zeit- und geldaufwändigen Pflege bedürfen. Die Auflagen der Denkmalpflege gelten im Volksmund oft als willkürlich oder übertrieben. Abgesehen davon, dass Ästhetik eben keine verzichtbare Kategorie ist, dienen die meisten denkmalpflegerischen Bestimmungen jedoch dazu, ein geschütztes Bauwerk so lange wie möglich zu erhalten. Holzfenster beispielsweise fügen sich nicht nur optisch besser in ein altes Wohnhaus ein, sie passen sich im Gegensatz zu Kunststofffenstern auch dem ständig arbeitenden Mauerwerk an. Bei allen Versuchen, Substanz zu erhalten, gehört es zur Geschichte eines jeden alten Bauwerks, dass Teile verändert oder umgebaut wurden. Gerade Augsburg ist eine Stadt, deren Architektur seit dem 16. Jahrhundert stetig dem neuesten Geschmack angepasst wurde, ohne die überkommene Bausubstanz völlig aufzugeben. So sind viele Bürgerhäuser im Kern viel älter, als es ihr äußeres Erscheinungsbild vermuten ließe. Auch in eine denkmalgeschützte Bausubstanz sind bauliche Eingriffe möglich, wenn dadurch ihre Zukunft gesichert und eine sinnvolle Nutzung möglich wird. Bisweilen werden Denkmale auch historisierend ergänzt oder in einen früheren „idealeren“ Zustand zurückversetzt. Die deutsche Denkmalpflege steht solchen Maßnahmen ambivalent gegenüber.

Die Denkmale und der Kommerz oder die Erfindung des bequemen Denkmals

Legt man den Maßstab der kurzfristigen Rentabilität an die Denkmale, so scheinen sie gegenüber Neubauten schlecht abzuschneiden. Oft wird vergessen, dass der Denkmalschutz zahlreichen mittelständischen Betrieben, Restauratoren, Schreibern, Stuckateuren, Malern das Auskommen sichert und zudem traditionelle Handwerkstechniken vor dem Aussterben rettet, also selbst ein Wirtschaftsfaktor ist. Hinzu kommt, dass die Baumaterialien historischer Architektur beständig sind – die in den Gängen alter Augsburger Häuser verlegten Solnhofner Platten halten meist schon seit 300 oder 400 Jahren. Weiternutzung kann also volkswirtschaftlich und ökologisch sinnvoller sein als Neubau.

Während unbequeme Baudenkmale wie aufgelassene alte Industrie- oder Kasernenbauten in peripherer Lage bereitwillig für eine kommerzielle Neubebauung geopfert werden, ist auch zu den Investoren durchgedrungen, dass historisches Ambiente gut für's Geschäft sein kann. Für Augsburg, das politisch wie wirtschaftlich von begrenzter Bedeutung ist, ist sein historisches Erbe ein Geschenk – denn allein deshalb ist die Stadt für Reisende interessant. Der Tourismus allerdings bedeutet für die Denkmale Chance und Fluch zugleich. Bauten wie in Augsburg die Wassertürme am Roten Tor können aus Brandschutzgründen nur wenigen Personen gleichzeitig zugänglich gemacht werden. Andere, wie die Badstuben im Fuggerhaus oder der Rokokosaal im Schaezlerpalais, brauchen ein möglichst konstantes Raumklima und vertragen nur eine begrenzte Menge an Besuchern. Durch das Interesse, das die Denkmale wecken, sind sie höchst gefährdet. Wie einfacher erscheinen vor diesem Hintergrund rekonstruierte Bauten, die häufig – wie am Braunschweiger Schloss oder die „Bürgerhäuser“ am Dresdner Neumarkt – im Innern rentierlich mit Shoppingmalls und Tiefgaragen in Betonarchitektur gefüllt sind und sämtliche Feuer- und Klimaschutzauflagen erfüllen, aber nach Außen nostalgische Sehnsüchte nach der „heilen Welt“ stillen können. Zumal Tourismus und Konsum in erster Linie auf „schöne“, das heißt bruchlose Bilder setzen und weniger auf Authentizität. Rekonstruktionen können im Sinne des Stadt-

bildschutzes wirken, wenn man qualitative und nicht kommerzielle Maßstäbe an sie anlegt. Sie können auch als Gedenkorte funktionieren wie das Frankfurter Goethe-Haus. Für die Denkmalpflege sind somit in erster Linie die „bequemen“, das heißt kommerziellen Rekonstruktionen eine vergiftete Leckerei: Warum so viel Geld in teilweise unspektakuläre oder schwierige Denkmale mit all ihren Altersspuren und Brüchen stecken, mag sich mancher fragen, wenn Rekonstruktionen die Bildmächtigkeit alter Architektur und den Komfort der Gegenwart verbinden?

Die Denkmale und ihr Umfeld – das Ensemble als vergessene Kategorie?

Jede Architektur, besonders das Denkmal, braucht ein adäquates Umfeld. Diese Grundüberlegung liegt der Kategorie des „Ensembles“ zugrunde. „Zu den Baudenkmalern kann auch eine Mehrheit von baulichen Anlagen (Ensemble) gehören, und zwar auch dann, wenn nicht jede einzelne dazugehörige bauliche Anlage die Voraussetzungen des Absatzes 1 erfüllt (also ein Einzelbaudenkmal ist, Anm. d. Verf.), das Orts-, Platz- oder Straßenbild aber insgesamt erhaltenswürdig ist.“ (Bayerisches Denkmalschutzgesetz)

In Augsburg gibt es große Ensembles wie die Altstadt, kleine wie das ehemalige Judenviertel in Kriegshaber, oder Landschaftsensembles wie Schloss Wellenburg mit seiner Allee. In einem Ensemble sollten stärkere Auflagen für Neubauten herrschen, als am Stadtrand – nicht unbedingt in dem Sinne, dass historisierend gebaut werden muss, sondern im Hinblick auf die bauästhetische, städtebauliche Qualität. Im Idealfall kann der Ensembleschutz zu gestalterischen Verbesserungen eines Stadtteils führen – man vergleiche nur den ensembleschutzten (nördlichen) Teil des Hochfelds mit dem nicht ensembleschutzten südlichen. Dass der Ensembleschutz im Vergleich mit potentiellen Investoren oft als zu vernachlässigende Größe gilt, zeigen jüngere Bauprojekte in der Augsburger Altstadt, z.B. auf den ehemaligen Brauerei-Arealen im Rücken der Maximilianstraße. Nicht nur, dass, hier oft historische (nicht denkmalgeschützte) Substanz weichen musste, die bisher erstellten Neubauten lassen weder einen Bezug auf die Geschichte der Orte erkennen, noch

bestechen sie durch besondere architektonische Qualität. Sie könnten genauso auch in Hochzoll-Süd stehen.

Die Denkmale und die Erinnerung

Resümierend lässt sich festhalten: Angesichts der geringen Anzahl von Denkmalen (in Augsburg 1,3% des Baubestandes) wirkt es geradezu lächerlich, die Denkmalpflege für das Scheitern wirtschaftlicher Projekte oder der Energiewende verantwortlich zu machen. Selbst wenn man davon ausgeht, dass sich eine Mehrzahl nicht für die Denkmale interessiert, sollte es in Augsburg ein Anliegen sein, die paar erhaltenen Zeugnisse vergangener Geschichte und Ästhetik zu erhalten. Denn neben der Eigenschaft als Geschichts- und Kulturbrücke hat jede Architektur auch eine „sinnliche“ und „emotionale“ Dimension: Der Geruch in der St. Ulrichs-Schule, die hallenden Schritte und Stimmen im Unteren Rathausfletz, der erste Kuss am Augustusbrunnen, das gute Eis bei St. Moritz, die klaustrophobische Enge des Flüchtlingslagers im Nordflügel der alten Hindenburgkaserne – jede Architektur löst ganz individuelle Erinnerungen hervor, die häufig mehr mit dem Betrachter als dem Betrachteten zu tun haben. Die gebaute Umwelt erzeugt Ablehnung und Angst oder auch Vertrautheit und Bindung. Urbanisten sprechen dann häufig von „Identität“, passender vielleicht von „Identifizierbarkeit“. Historische Bausubstanz weist immer Spuren ihrer Geschichte, ihres „Stoffwechsels“ auf. Sie ist selten „bequem“ ermöglicht aber eine Reise in die Vergangenheit – vielleicht auch in die eigene. „Mit dieser aus den Erinnerungen zurückkehrenden Woge saugt sich die Stadt voll wie ein Schwamm und breitet sich aus. (...) Aber die Stadt sagt nicht ihre Vergangenheit, sie enthält sie wie die Linien einer Hand, geschrieben in die Straßenränder, die Fenstergitter, die Brüstungen der Treppengeländer, die Blitzableiter, die Fahnenmasten, jedes Segment seinerseits schraffiert von Kratzern, Sägs Spuren, Einkerbungen, Einschlägen.“ (Italo Calvino, Die unsichtbaren Städte) Warum sollte im zeichenhaften, emotionalen Wert alter, beständiger Architektur nicht auch eine Chance für die Denkmalpflege liegen?

Kulturhaus „abraxas“

Sommestraße 30

Ehemaliges Offizierskasino der Somme- und Arras-Kaserne, später „Family Recreation Center“ der „Reese-Barracks“

Geschichte

1933: Augsburg wird Sitz der 27. Wehrmachtsdivision.

1934: Die Nationalsozialisten beginnen den Bau von sieben neuen Kasernen im Augsburger Stadtgebiet zur Unterbringung der 8000 Mann starken Garnison.

1934–1935: Auf dem „Großen Exerzierplatz“ in Kriegshaber werden die Arras-, die Somme- sowie die Panzerjäger-Kaserne für zwei Artillerie Bataillone und eine Panzerabwehreinheit errichtet.

1945: Die US-Armee quartiert ihre Truppen in die unzerstörten NS-Kasernen ein, Arras- und Somme-Kaserne werden in „Reese-Barracks“ umbenannt.

1946: Sämtliche Kasernenanlagen im Augsburger Stadtgebiet werden von den amerikanischen Besatzungstruppen beschlagnahmt.

1953: An das Offizierskasino, das nun als „Guest House“ und „Family-Recreation Center“ dient, wird ein Anbau mit Flachdach gebaut und dient zunächst als Kantine, seit 1970 als „Pool Hall“ (Billardsaal) und Ceramic-Center schließlich seit 1980 als Fitnesscenter (heute „Große Halle“).

1960er Jahre: Zeitweilig sind 17.000 amerikanische Soldaten in Augsburg untergebracht, insgesamt leben hier 30.000 US-Amerikanerinnen und Amerikaner.

1986: Der Theatersaal im Offizierkasino wird umgebaut.

1990: Der schrittweise Abzug der US-Streitkräfte aus Augsburg beginnt, die Vermögensverwaltung des Bundes ist neue Besitzerin der sich leerenden Gebäude.

1995: Im ehemaligen Offizierskasino an der Sommestraße wird das städtische Kulturhaus „abraxas“ (= atrium, bühne, restaurant, ateliers, experimentelle musik in augsburg an der somme-straße) eingerichtet.

2008: In weitere Kasernenbauten zieht der „Kulturpark West“ als Zwischennutzungsprojekt bis 2017.



Ansicht der Somme-Kaserne um 1935

Architektur

Die Anlage besteht aus mehreren rechtwinklig zueinander versetzten Trakten mit steilen Walmdächern. Gesimse und seitliche Lisenen aus Naturstein gliedern die Putzfassaden. Schon von Außen sind die Funktionen der Räume anhand der unterschiedlichen Fensterformen sichtbar: Küche, Treppenhäuser oder Büros haben Rechteckfenster, repräsentative Räume wie der Festsaal und sein Vorraum dagegen Segmentbogenfenster. Dem zweigeschossigen Hauptflügel zur Sommerstraße ist im Osten ein asymmetrisch gesetzter turmartiger Eingangsbau mit Zwiebdach und Bogenportal vorgestellt. Die Nebeneingänge sind mit Rundfenstern akzentuiert. An das Restaurant schließt sich westlich eine Terrasse an.

Dauerhafte Materialien unterstreichen den „Heimatstil“ der Architektur, die den Status der

Offiziere vermitteln sollte: Fenster- und Türstürze entstanden aus profiliertem Muschelkalk, im Innern, vor allem im Haupteingangsbereich, aus rotem Marmor. Für sämtliche Türen verwendete man Eichenholz wobei Details wie Oberlichtgitter und Armaturen handgeschmiedet waren. Sie sind heute zum Teil durch Zinkgussnachbildungen ersetzt. Hinzu kommen Eichenparkettfußböden, gefelderte Vertäfelungen und Holzdecken vor allem im Restaurant und im Festsaal. Letzterer wies Seidenbespannungen auf, die nicht erhalten sind.

Neben den Räumen aus den 1930er Jahren umfasst das Kulturhaus „abraxas“ Büros und Musikübungsräume, einen mehrfach umgebauten Theatersaal sowie die „Große Halle“, einen Ausstellungsraum des Berufsverbandes bildender Künstler.



Offizierskasino, 2002

St. Anna

Im Annahof 2

Ehemalige Karmeliterklosterkirche, jetzt evangelisch lutherische Pfarrkirche.

„Voll die coole Kirche“

(*Maria-Ward-Realschule Augsburg, Klasse 6c, Eintrag ins Gebet- und Gästebuch der St. Annakirche*)

Geschichte

1321: Die Karmeliter lassen Kirche und Kloster errichten.

1420-1425: Konrad und Afra Hirn stiften eine Kapelle, die bereits 1429 den Goldschmieden überlassen wird.

1446: Der Kreuzgang wird errichtet.

1460: St. Anna wird durch einen Brand stark beschädigt, der Chor, die Sakristei und die Goldschmiedekapelle bleiben erhalten. Bis 1464 erfolgt der Wiederaufbau.

1487-1497: Die Anlage wird umgebaut und erweitert.

Um 1506-1508: Jörg Regel und Barbara Lauginger stiften die Heilig-Grab-Kapelle, die 1598 von Elias Holl erneuert worden sein soll.

1509-1512: Georg, Ulrich und Jakob Fugger stiften die „Fuggerkapelle“.

1602: Elias Holl (1573–1646) baut den Turm neu, vielleicht nach Plänen von Joseph Heintz dem Älteren (1564–1609).

1747-1749: Unter der Leitung von Johann Andreas Schneidmann (1698–1759) erfolgt der Umbau des Langhauses. Johann Michael der Jüngere (1709–72) und Franz Xaver der Ältere Feichtmayr (1705–64) stuckieren die Raumschale, Johann Georg Bergmüller (1688–1762) liefert die Deckenfresken.

1944/45: Große Teile der Kirche, darunter auch die Fuggerkapelle werden durch Bombardierung schwer beschädigt, das Zerstörte im Anschluss rekonstruierend ergänzt.

1961–1967 und 1973-1974: Die Kirche wird renoviert. Dabei wird der Raumeindruck des Kreuzganges stark verändert.

1983: In den Klosterräumen wird die „Lutherstiege“ als Gedenkstätte eingerichtet.

2007–2011: Starke Schäden an der Dachkonstruktion machen eine umfangreiche Restaurierung nötig.

2012: Die neu konzipierte Lutherstiege wird eingeweiht.

Architektur und Ausstattung

St. Anna bietet mit seinen zahlreichen Anbauten vom Martin-Luther-Platz aus ein unregelmäßiges malerisches Bild. Die dreischiffige, basilikal aufgebaute Kirche ist von der ehemaligen Klosteranlage umschlossen. Der heutige Besucher betritt St. Anna durch den Kreuzgang. Zahlreiche plastische und gemalte Epitaphien (Gedenkbilder) und Grabdenkmäler Augsburger Familien aus einem Zeitraum vom 15. bis ins 18. Jahrhundert bestimmen den Eindruck des von einem Kreuzrippengewölbe überspannten Raumes.

Vom Kreuzgang aus gelangt man zu den als Luther-Gedenkstätte erschlossenen Klosterräumen des 15. Jahrhunderts und in die Kirche.

Sie zeigt ihre lange Entstehungsgeschichte anhand baulicher Unregelmäßigkeiten und stilistischer Unterschiede von Raumfassung und Ausstattung: Von der gotischen Klosterkirche blieb der durch einen Lettnerbogen (1682 erneuert) getrennte Chor mit seinem Kreuzrippengewölbe. Dort steht ein geschnitzter neugotischer Altaraufbau (1898) aus der Werkstatt des Leonhard Vogt. Er ist dem segnenden Christus im Zentrum sowie der Taufe und der Trauung gewidmet. Eingefügt in die Predella ist ein Tafelbild (um 1531/40) von Lucas Cranach dem Älteren (1475–1553), das Christus als Kinderfreund zeigt. Ebenfalls von Cranach oder seiner Werkstatt stammen die hinter dem Altar hängenden Porträts Martin

Luthers (bez. 1529) und Kurfürst Johann Friedrichs von Sachsen, sowie eine Tafel mit Maria, dem Christuskind und dem Johannesknaben. Dagegen zeigt die Raumschale des Langhauses reichlich Merkmale des Rokokos wie Rocailles, Gesimse, Stuck und Fresken. Dieser Teil der Kirche ist zudem durch die Gegenüberstellung der Eichenholz-Kanzel (1682/83) von Heinrich Eichler (1637–1719) und der reich von Johann Spillenberger (1628–79) und Isaak Fisches dem Älteren (1638–1706) bebilderten Empore ganz dem protestantischen Ritus verpflichtet. Dies wird durch das Bildprogramm noch unterstrichen: In den Deckenspiegeln ist Christus als Prophet (Bergpredigt), als Priester (Kreuzigung) und als König (Jüngstes Gericht) zu sehen während die Bilder an der Empore um die Passion kreisen. Daneben weist das Langhaus einen großen Bestand an Tafelbildern vor allem in Augsburg tätiger Maler des 16. und 17. Jahrhunderts auf.

Die Fuggerkapelle schließlich präsentiert sich als das „früheste und vollkommenste Denkmal der Renaissance auf deutschem Boden“ (Bruno Bushart). Der quadratische Raum mit seinem prachtvollen Marmor-Fußboden ist von einem Kleeblattgewölbe überspannt. In die leicht geknickte Rückwand eingelassen sind vier rundbogige ausgesprochen fein gearbeitete Gedenktafeln für Georg, Ulrich und Jakob Fugger, Vergänglichkeitsallegorien, den Kampf Simson gegen die Philister und die Auferstehung Christi zeigend. Die beiden letzten Darstellungen gehen auf Entwürfe Albrecht Dürers (1471–1528) zurück. Die Epitaphenwand schließt mit einer schmalen Orgeltribüne ab. Darüber baut sich das nach der Kriegszerstörung 1944 rekonstruierte, ursprünglich 1512 von Johann von Dobrau gestaltete Orgelgehäuse auf. Jörg Breu der Ältere bemalte die großen Orgelflügel mit den Himmelfahrten Christi und Marias, die kleinen mit einer Geschichte der Musik. Eine Balustrade auf der sich vier Putten teilweise völlig ungeniert an Kugeln lehnen, trennt die Fuggerkapelle vom Langhaus. Auf dem Altar stehen Maria, Johannes sowie ein Engel, der den Leichnam Christi präsentiert. Ein sanft geschwungenes Tuch verbindet sie zu einer Einheit. Die Predella ist von Darstellungen der Kreuztragung und -abnahme, sowie Christi in der Vorhölle besetzt.

Bis heute ist unklar, wer der Architekt der Fuggerkapelle war. Der Entwurf der Gesamtanlage wird mit Albrecht Dürer in Verbindung gebracht, als ausführende Baumeister werden Burkhard

Engelberg (1447–1512) oder Hans Hieber (um 1470–1522) gehandelt, während für die Realisierung der Bildhauerarbeiten Adolf (um 1460–um 1524) und Hans Daucher (1484–1538) in Frage kommen. Vielleicht waren auch Hans Burgkmair der Ältere und Jörg Breu der Ältere an Konzeption und Ausführung der äußerst anspruchsvollen Architektur beteiligt. Ein bei Peter Vischer dem Älteren (1455–1529) aus Nürnberg in Auftrag gegebenes Abschlussgitter (1512) wurde nie in der Kapelle aufgestellt, das hölzerne Chorgestühl Adolf Dauchers 1817 und 1832 bis auf Fragmente (nun in Berlin) zerstört. Der heutige Zustand der Kapelle gibt daher nur noch teilweise Aufschluss über das „Gesamtkunstwerk“.

An das „Pantheon“ der Fugger ist im Norden die Heilig-Grab-Kapelle mit einer Nachbildung des Grabes Christi in Jerusalem gefügt. Südlich des Ostchores schließt sich die Goldschmiedekapelle als separater, gotischer Raum an. Bemerkenswert ist die in mehreren Schichten (1420–25, um 1485 und um 1620) überlieferte, 1890 und 1957/60 restaurierte, à secco ausgeführte Wandmalerei mit parallelperspektivischer Scheinarchitektur, der Passion Christi, dem Zug der Heiligen Drei Könige, sowie einem fragmentarischen „Drachenkampf des Heiligen Georgs“ und einem „Jüngsten Gericht“.



St. Anna, perspektivischer Schnitt, 2013

Architekturmuseum Schwaben

Thelottstraße 11

Geschichte

1907: Sebastian Buchegger (1870-1929) baut sich sein eigenes Wohnhaus in der von ihm errichteten Gartenvorstadt (Thelottviertel).

1918, 1946 und 1948–1951: Das Gebäude wird umgebaut.

1995: Bucheggers Wohnhaus wird zum Architekturmuseum Schwaben umgenutzt.

Architektur und Ausstattung

Das zweistöckige ehemalige Wohngebäude mit Walmdach liegt in Hanglage, sodass sich das Kellergeschoss zum großen, ehemaligen Nutzgarten öffnet.

Ein repräsentativer Eingangsbereich führt in das holzvertäfelte Geschäftszimmer. Dort empfing Buchegger Mieter und Käufer von Häusern und Wohnungen in seiner ab 1907 errichteten Gartenvorstadt. Die Privaträume waren mit dem Geschäftszimmer verbunden, zudem aber über einen weiteren seitlichen Eingang erreichbar. Im

Erdgeschoss befinden sich eine Küche mit Speisekammer und mehrere Wohnräume. Ein zentrales Treppenhaus mit zwei angegliederten Toiletten führt ins Obergeschoss mit weiteren Wohnräumen und Badezimmer sowie in den Speicher. Die Architektur des Buchegger-Hauses erhält durch asymmetrische Anbauten, Fenster mit Klappläden, Rauputz und Rankgitter einen gemütvollen, „ländlichen“ Anstrich – ganz im Sinne einer auf das gesunde Leben in Licht Luft und Sonne ausgerichteten Lebens- und Wohnreform.

Abbruchstadt Augsburg

Zum Denkmaltag 2013 wird im Architekturmuseum Schwaben an abgebrochene historische Bauten in Augsburg erinnert.

Bereits in früheren Jahrhunderten wurden in Augsburg Gebäude abgebrochen, wenn sie ihre Funktion nicht mehr erfüllten, stilistisch veraltet waren oder einer städtebaulichen Neugestaltung im Weg standen. Bereits Elias Holl ließ geschleifte Bauten wie das Tanzhaus dokumentieren. Weiter- und Umnutzung waren jedoch bis ins 19. Jahrhundert üblicher als Abbruch und Neubau, da die einfache Wohn- und Nutzarchitektur immer ähnliche Funktionen erfüllen musste. Erst im 19. Jahrhundert kam es in Augsburg zu massiveren Eingriffen in die Bausubstanz, Siegelhaus (1808), Imhofhaus (1863), Kornschranne (1906), sowie große Teile der Stadtbefestigung und sämtliche Innentore mussten meist dem Straßenverkehr weichen. Mit der Industrialisierung erreichten die Abbrüche ein bis dahin ungekanntes Ausmaß. Als Gegenbewegung entstand die Denkmalpflege, die stark mit einem erwachenden Nationalgefühl verbunden war – man denke an Goethes Schrift „Von deutscher Baukunst“ (1771/72). Zunächst waren

nur einzelne kunsthistorisch bedeutende Bauten geschützt, bald aber auch technische Denkmale und ländliche Architektur. Denkmalpflege wurde zum „Heimatschutz“ wie in Max Dvoráks „Katechismus der Denkmalpflege“ (1915). Nach den Zerstörungen des Zweiten Weltkriegs kam es auch in Augsburg während der Trümmerräumung, vor allem aber während des Wirtschaftswunders zu einer Abbruchwelle, vorwiegend von Architektur des 19. Jahrhunderts. Mit dem Bayerischen Denkmalschutzgesetz (1973) wurde die Rolle der Denkmalpflege zwar gestärkt, jedoch wurde im Vorfeld eine ganze Reihe von Bauten abgebrochen, die vermutlich unter Denkmalschutz gestellt worden wären.

Als immer mehr Architektur der jüngeren Vergangenheit verschwand, stellte man in den 1970er und 1980er Jahren zunehmend auch Gebäude und Ensembles des 19. Jahrhunderts unter Schutz, später Architektur der 1950er und 1960er Jahre. Dennoch wurden und werden in Augsburg zahlreiche Denkmale abgebrochen. Wirft man einen Blick auf die Gründe, so steht die profitable Grundstücksnutzung an erster Stelle.



Abbruch des Tivoli-Kinos 2001

Liste zerstörter historischer Bauten in Augsburg seit 1945 (Auswahl):

1) Im Zuge der Trümmerräumung

1950: Bäckerzunftthaus, Am Perlachberg 18 (1602), für die Straßenaufweitung des Perlachbergs.

1949: Fassade der Börse, (Joseph Pertsch, 1828-1830), für den Rathausplatz.

1949–1951: Fassade des Hotels „Drei Mohren“ (Johann Baptist Gunetzhainer, 1722 – 1723) für den Hotelneubau.

1955: Ruine des Riedingerhauses, Hoher Weg 1 (Gottfried von Neureuther, 1863–1865) für den Neubau der Stadtwerke.

1958: Welserhaus mit Leonhardskapelle (15./16. Jh.), für ein Wohn- und Geschäftshaus. Kapellengewölbe in die Fuggerei transloziert.

2) Vor dem Bayerischen Denkmalschutzgesetz (1973)

1949-52: Purifizierung des Wohnhauses Forster, Oberer Graben 53 (Franz Jakob Kreuter, 1850–1852).

1954: Pfarrhaus St. Moritz, Moritzplatz 7 (Hans Schnell, 1906) für das Kaufhaus Horten.

1954–1961: Hessingkliniken (Vgl. Nr. 9).

1960er Jahre: Westflügel der Hessing'schen Milchkuranstalt, Klausenberg 6/8a (Jean Keller, 1880–1885) für ein Geschäftshaus.

1962: Freyberg-Schlössle, auch „Unteres Schlössle“, Adolph-Kolping-Straße (18. Jahrhundert) für Reihenhäuser.

1963: Gasthof „Zum Bache“, auch „Gläser-Dreieck“, Friedberger-Straße bei der Schüleschen Kattunfabrik (18./19. Jh.) für die Verbreiterung der Straßenkreuzung.

1965: Ludwigsbau im Wittelsbacher Park (1913-1914 von Otto Holzer), gesprengt wegen angeblicher Baufälligkeit, später Neubau der Kongresshalle.

1965: Moschelhaus, Obstmarkt 8 (16. Jh. mit Fassadenbemalung von Christian Erhart (1770)), danach Baulücke bis heute.

1965: Ensemble Klausenberg 5/7/9 aus Schule und Mesnerhaus, (1782), Gasthaus „Hasen“, Haus „Herzele“ (um 1800), für die Verbreiterung des Klausenbergs.

1966: Allianzhaus, Grottenau 3 (Krauss & Dürr, 1910) für ein Büro- und Geschäftshaus.

1968: „Lechhauser Schlöble“, Neuburger Straße 40 (1648, spätere Umbauten) für den Neubau eines Geschäftshauses.

1969: Stetten-Institut, Martin-Luther-Platz (17. Jahrhundert, spätere Umbauten) für den Neubau eines Neckermann-Kaufhauses.

1969: Wohn- und Geschäftshäuser Bürgermeister-Fischer-Straße 6/8/10 (Jack & Wanner, 1906-10) für den Neubau eines Neckermann-Kaufhauses.

1969: Ehem. Marienkapelle Göggingen, Butzstraße 19 (16./18. Jh., im 19. Jh. profaniert) für den Neubau eines Spastiker-Zentrums, heute Grünfläche.

1971: Hotel Kaiserhof, Halderstraße 1, (Martin Dülfer, 1892) für den Kaiserhof 2000 (Stadtsparkasse).

1971: Wohn- und Geschäftshaus Hermanstraße 1 (Krauß & Dürr um 1910) für den Neubau eines Wohn- und Geschäftshauses.

1971: Hotel „Drei Kronen“, Bahnhofstraße 17 (1879–1880) für den Neubau eines Wohn- und Geschäftshauses.

1972: Spinnerei und Weberei Kahn & Arnold, Prinzstraße (Thormann & Stiefel, 1885-1925) für Geschosswohnbauten.

1972: Werk Rosenau, Oblatterwallstraße 18 (Thormann & Stiefel, 1887-1888) für den Neubau der Textil Berufsgenossenschaft.

1972: Kloster St. Ulrich & Afra, Kapellberg 1 (10. Jh., Umbauten v.a. im 17. Und 18. Jh., 1944 teilzerstört) für das „Haus St. Ulrich“ von Alexander von Branca.

1972: Villa der Spinnerei- und Weberei Augsburg, Lechhauser-Str. 25 (Ende 19. Jh.) für ein Wohnhochhaus.

Zirka 1970: Vorderer Lech 3 (15./16. Jahrhundert) für ein Wohnhaus.

3) Nach dem Bayerischen Denkmalschutzgesetz (1973)

1974: Hotel Union, heute Bahnhofstraße 20 (Ende 19. Jahrhundert) für den Neubau eines C & A Kaufhauses.

1978: Vier Wohnhäuser, Peter-Kötzer-Gasse 13 (15./16. Jahrhundert) wegen Baufälligkeit abgebrochen und durch Rekonstruktionen ersetzt.

1979: Hochablass-Gaststätte (Moritz Wolf, 1913-1914) für den Trinkwasserschutz.

Ende der 1970er Jahre: Oberes Schlösschen Inningen, Bobinger-Straße 107 (im Kern 16. Jahrhundert), heute leere Fläche.

1980–1986: Kolonie der Augsburger Kammgarnspinnerei (ab 1873 von Jean Keller und Karl Albert Gollwitzer) für den Bau von Geschosswohnbauten.

1981: Niethammersches Bad, Siebenbrunn 3 am Siebenbrunnenbach (um 1800) für den Trinkwasserschutz.

1981: Bahnhofshotel Viktoria, Bahnhofstraße 30 (Ludwig Leybold, 1871) für den Neubau der Viktoria-Passage.

1982: Carl-Villa, Schaezlerstraße 1 (Jean Keller, Ende 19. Jahrhundert) für den Neubau der Zentrale der Stadtwerke Augsburg.

1982: Degmair-Villa, Halderstraße 4 (Jean Keller, 1907) für den Neubau der Zentrale der Stadtwerke Augsburg.

1984: Wohnhaus Schmiedgasse 21 (2. Hälfte 16. Jh.) rekonstruierend wiederaufgebaut.

1985: Jahn-Schule Göggingen, Bürgermeister-Aurnhammer-Straße 6 (um 1900) für den Neubau eines Wohn- und Geschäftshauses.

1986: Schrankenhalle an der Halderstraße (Ludwig Leybold, 1871–1872) für mehrere Geschäfts- und Bürobauten.

1988: Hindenburg-Kaserne (1869–1872), Göggin-ger-Straße 43 für den Neubau des Polizeipräsi-ums Schwaben.

1988: Gartenmauer mit Pavillon im Seysselschen Park, Klausenberg 20 (18. Jh.) für den Neubau eines Wohnhauses.

1990er Jahre: Bürgerhäuser Philippine-Welser-Straße 8/Annstraße 11, (16./17. Jh.) für ein Ge-schäfts- und Bürohaus.

1990er Jahre: Bürgerhaus Unter dem Bogen 1 (16./17. Jh.) für einen Geschäfts- und Bürobau.

1990: Bauernhaus Oberschönenfelder-Straße 5 (19. Jh.) für ein Wohnhaus.

1993: Spinnerei Bemberg, Werk II, Hessenbach-straße 59 (1927–1928) für Reihenhäuser und Geschosswohnbau.

1993: Hessingsche Orthopädische Werkstätten, Butzstraße 27, 27a (Jean Keller) für die Geriatri-sche Reha-Klinik.

1995: Römerhof, Firnhaberstraße (Otto Holzer, 1918-1922) für den Neubau eines Geschosswohn-baus.

1995: Forsthaus Siebenbrunn, Siebenbrunn 18 (um 1804) für den Trinkwasserschutz.

1996: Spinnerei & Weberei Haustetten, Ellensind-straße, Textilstraße (Thormann & Stiefel, 1889–1890) für den Trinkwasserschutz.

1995: Hübner-Haus, Erstes Quergässchen 8 (16. Jh.) rekonstruierender Neubau.

1996: Seitenflügel der Schüleschen Kattunmanu-faktur (Vgl. Nr. 16)

2000: Shedhalle (Weberei) am Glaspalast, Otto-Lindenmeyer-Straße (Philipp Jakob Manz, 1909) für den Neubau Reihenhäusern und Ge-schosswohnbau (Vgl. Nr. 6).

2001: Ehemaliges Gutshaus, Siebenbrunn 12 (um 1804/05) für den Trinkwasserschutz.

2001: Zweifamilienhaus, Walfriedenstraße 6 (Gottfried Bösch, Michael Kurz, 1921), für Wohn-bebauung.

2001: Tivoli Kino, Ernst-Reuter-Platz (B.M. Barne-kow, 1957–1958) die Stelle blieb leer (Platz vor der Stadtbibliothek).

2004: Wohnhaus, Tattenbachstraße 21 (1790), für Geschosswohnbau.

2006: Bauernhaus Mühlstraße (Ende 18. Jh.)

2009: AKS-Shedhallen (u.a. Philipp Jakob Manz 1933) für den Neubau von Reihenhäusern, Geschosswohnbauten und Gewerbebauten.

2012: Ostflügel des Alten Hauptkrankenhauses (1946–1951), Neuaufbau.

2013: Chauffeurshaus der AKS, bei Provinostraße 47 (um 1920) für den Neubau von Geschoss-wohnbauten.

Unbequeme Baudenkmale (2013)

Bauernhaus, Bürgermeister-Widmeier-Straße 33 (um 1800), Leerstand.

Bauernhaus, Bürgermeister-Aurnhammer-Straße 51 (17./18. Jh.), Leerstand.

Bauernhaus, Hohenstaufenstraße 19 (um 1800), Leerstand.

Alte Hufschmiede, Milchberg 16 (15.–17. Jh.), Leerstand.

Gignoux-Haus, Vorderer Lech 8 (Leonhard Christi-an Mayr, 1764–1765), prekäre Bausubstanz.

Parseval-Halle, Heinrich-von-Buz-Straße 23 (Oskar Dedreux und Felix Mader, um 1890), Leerstand.

Gasthaus „Hohes Meer“, Frauentorstraße 32 (19. Jh., im Kern älter), Leerstand.

AKS-Gelände/Fabrikstraße, z.B. Kesselhaus (1911/12 und 1936), Leerstand.

Ehemaliger Städtischer Bauhof, Johannes-Haag-Straße 27, (u.a. Elias Holl, 17./18. Jahrhundert), Sanierung begonnen.

Dominikanerkirche St. Magdalena, Dominikaner-gasse 15 (1513–1515, Umbauten im 18. Jh.), Sanierung in Kürze.

Diözesanmuseum St. Afra

Kornhausgasse 3–5

Ehemalige Umbauung des Domkreuzgangs

Geschichte

1872–1910: Bereits unter dem Augsburger Bischof Pankratius von Dinkel wird im ehemaligen Sitzungssaal des Domkapitels, der sich im ersten Stock der Kreuzgangumbauung befindet, ein Museum eingerichtet.

1910–1990: Die Exponate werden im städtischen Maximilianmuseum präsentiert.

2000: Nach langwieriger Konzeptions- und Baugeschichte wird das Diözesanmuseum eingeweiht.



Bronzeportal des Domes, Ausschnitt

Architektur

In das Museum sind zwei bedeutende Räume integriert, die im Umfeld des dreiflügeligen Domkreuzganges (1470–1510) von Hans von Hildesheim und Burkhart Engelberg (1447–1512) liegen, der Kapitalsaal (12. Jahrhundert) sowie die

Ulrichskapelle (1484). Zudem wurde ein ehemaliger Bibliotheksraum aus den 1950er Jahren umgenutzt. An diese älteren Bauten fügte das Architekturbüro Schrammel einen Kubus mit großer Glasfront zum Hohen Weg.

Sammlung

Die Museumskonzeption nimmt auf die Architektur Bezug. Ein archäologisches Fenster in der Ulrichskapelle gibt den Blick frei auf die darunter liegenden Gebäudefragmente des karolingischen Doms und der Domklosteranlage, im Kapitalsaal sind Reliquiare zu sehen.

Zahlreiche Exponate verweisen darauf, dass alte Architektur häufig „unbequem“ war, zum Beispiel während der Säkularisation in Bayern zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Denn viele Objekte stammen aus abgebrochenen oder zerstörten Sakralbauten, mussten liturgischen oder gestal-

terischen Neukonzeptionen von Kirchen weichen oder „wanderten“ aus konservatorischen Gründen ins Museum. Genannt seien hier die Bronzetür des Augsburger Doms (erste Hälfte oder Mitte des 11. Jahrhunderts), die aus Eichenholz geschnitzten Chorgestühlwangen aus dem Augsburger Dom (1430/40), die Skulpturen der heiligen Felizitas (um 1490) und des guten Schächers Dismas (vielleicht von Georg Petel (1601/2–1634)), sowie der Siebenschläferaltar (1564) und das Weiß-Fackler-Diptychon (um 1520 von Leonhard Beck (um 1480–1542)).

Ehemaliges Gaswerk

August-Wessels-Straße 30

„Im ehemaligen Gasreinigungsgebäude der altbekannte Geruch, hier durften wir uns sogar als Kinder manchmal aufhalten, wenn wir Keuchhusten hatten. Angeblich sollten die Ausdünstungen den Heilungsprozess fördern.“

(Gisela Schnyder-Prölls, die Tochter des ehemaligen Technischen Leiters des Augsburger Gaswerks, Hans Prölls über einen Besuch im Gaswerk 2002)

Geschichte

1813: Die „Chartered Gaslight and Coke Company“ beleuchtet die Londoner Westminsterbrücke mit Gas – der Siegenzug dieser Energiequelle beginnt.

1848: August von Eichthal gründet die „Augsburger Gasbeleuchtungs-Gesellschaft“. Ein erstes Gaswerk entsteht an der heutigen Johannes-Haag-Straße und versorgt 335 Straßenlaternen.

1863: Da der Energiebedarf in der Industriestadt Augsburg stetig steigt, errichtet die „Gesellschaft für Gasindustrie“ unter der Federführung von Ludwig August Riedinger (1809-1879) ein zweites Gaswerk an der Badstraße.

1807: Beide Gaswerke gehen in kommunalen Besitz über.

1910: Basierend auf einem Gutachten des Ingenieurs E. Schilling verzichtet die Stadt auf eine Erweiterung der bestehenden Anlagen und wagt sich an einen Neubau an der Bahnlinie nach Ulm. Die auf Effektivität zielende Grundkonzeption der Anlage wird von Schilling und dem Regierungsbaumeister H. Allwang entwickelt.

1913-15: Das Münchener Baubüro „Gebrüder Rank“ errichtet die einzelnen Produktionsbauten.

1954: Der Scheibengasbehälter wird gebaut.

1968: Die Leuchtgaszerzeugung wird eingestellt, das Werk dient als Übernahmestation für russisches Erdgas.

2001: Der Betreiber wird eingestellt.



Gaswerk, um 1920

Bauten

Die Anlage des Gaswerks ist maßgeblich vom Bahngleis im Norden bestimmt. Hier wurden Kohle zur Erzeugung von Leucht- oder Stadtgas angeliefert und die dabei anfallenden Nebenprodukte abtransportiert. Direkt an den Gleisen stand das Kohlensilo, das später jedoch abgebrochen wurde. Das basilikale Ofenhaus ist dagegen erhalten. Außen ist seine Architektur von dem gewaltigen Tonnendach und dem Rhythmus der unterschiedlichen Fenster bestimmt. Die Hauptfassade im Süden hat einen konvex vorspringenden Mittelteil, der durch das Holl'sche Motiv der Langfenster mit darüber liegenden Ovalfenstern gekennzeichnet ist. Hier standen die riesigen Öfen zum Erhitzen der Kohle, wobei das Rohgas entwich und der Koks übrig blieb. Letzterer wurde sofort mit Wasser gekühlt und in den Kokszwischenbehälter sowie die Koksauflaufanlage weitergeleitet. Beide Gebäude sind mittlerweile abgebrochen worden.

Das Gas wurde aus dem Ofenhaus abgesaugt und im Kühlerhaus mit Luft und Wasser gekühlt. Die umlaufende Galerie im Innern gewährleistete, dass von oben an den Kühlaggregaten gearbeitet werden konnte. Das Äußere ist durch Vorsprünge mit Tonnendächern, große Glasfronten sowie das Walmdach mit aufsitzendem Türmchen geprägt. Das Kühlerhaus ist mit dem Behälterturm verbunden. Dort befanden sich insgesamt vier Kessel mit Wasser, das unter anderem zur Energiegewinnung und zum Kühlen von Koks und Rohgas benötigt wurde. Im Behälterturm wurden zudem Teer- und Ammoniakwasser gespeichert. Die Behälter zeichnen sich nach Außen anhand des kastenartigen Sockels mit seinen kleinen Fenstern ab, auf den ein ovaler Aufsatz mit Uhr und abschließender Kuppel gesetzt ist.

Direkt an den Behälterturm schließt sich die Elektrozentrale an, in der sich ursprünglich eine

Dampfmaschine, später ein erhaltener M.A.N. Dieselmotor befand. War das Gas gekühlt, wurde es im Reinigergebäude durch eine Masse geleitet, die den Schwefel herausfilterte. Während im Innern die Stahlbetonkonstruktion klar hervortritt, ist das Äußere durch die teilweise geschwungenen Anbauten, Risalite und Langfenster mit darüber liegenden Ovalfenstern geprägt.

Mehrere Behälter dienten zum Speichern des Gases: Vom Scheibengasbehälter blieb lediglich die architektonische Hülle, die mit ihrer geschwungenen Kuppel an einen Sakralbau erinnert und von den Gaswerksmitarbeitern deshalb den Spitznamen „Synagoge“ erhielt. Bereits 1910 und 1913 wurden zwei Reservoirs errichtet, die mit dem hereinströmenden Gas teleskopartig in die Höhe wuchsen. In der Nachkriegszeit überschritt der Verbrauch die Füllmenge der beiden Teleskopgasbehälter, so dass 1953-1954 ein Scheibengasbehälter errichtet wurde. Eine Scheibe im Innern wurde hier vom hereinströmenden Gas nach oben gedrückt, sie ist heute auf dem Fundament abgelegt.

Direkt an der Bahnlinie stehen mehrere Werkstätten und Labore in denen Maschinen repariert und die Qualität der Kohle, des Gases und der Nebenprodukte geprüft werden konnten.

Das Gaswerk, das den Charakter einer Kleinstadt hat, ist zur Straße von einem Torbau mit Büros, einem Direktorenwohnhaus sowie Arbeiterwohnhäusern abgeschlossen. Zur Erbauungszeit waren die Putzfassaden grau und weiß getüncht, was das heitere „süddeutsche“ Erscheinungsbild unterstreichen sollte. Umso größer muss der Kontrast zu den völlig funktionalen, betonsichtigen Innenräumen gewesen sein. Für die wirtschaftlich obsoletere Anlage ist eine Umnutzung zu Ateliers im Gespräch.

Glaspalast

Beim Glaspalast 1

Ehemaliger Spinnereihochbau des Werks IV „Aumühle“ der Mechanischen Baumwoll-Spinnerei und -Weberei Augsburg

„Billig, rasch, schön.“
(Firmenmotto von Philipp Jakob Manz)

Geschichte

1837: Mit dem Kapital des Augsburger Bankhauses Johann Lorenz Schaezler wird die Mechanische Baumwoll-Spinnerei und -Weberei Augsburg (SWA) gegründet. Nach und nach entstehen weit verstreute Werksbauten (Werk I, Werk II „Rosenau“, Werk III „Proviantbach“) sowie eine Arbeiterkolonie am Proviantbach.

1909: Mit dem Werk IV „Aumühle“ von Philipp Jakob Manz (1861–1936) kommt die Expansion der SWA zum Abschluss.

1935: In der SWA sind 4.000 Arbeiterinnen und Arbeiter beschäftigt.

1972: Hans Glöggler erwirbt die SWA.

1976: Das „Glöggler-Textil-Imperium“ geht in Konkurs.

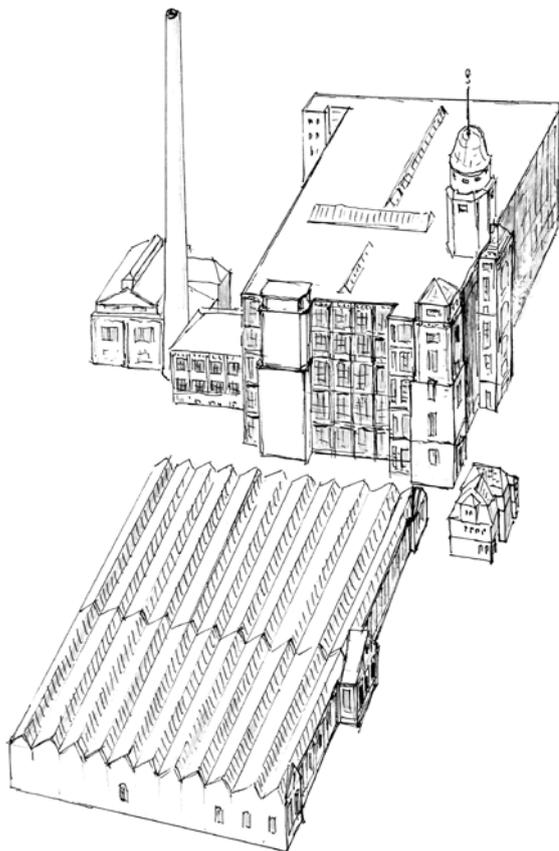
1988: Die SWA geht endgültig in Konkurs, das Werk IV wird von der Stadt erworben.

1999: Der Augsburger Bauunternehmer Ignaz Walter kauft das Werk „Aumühle“.

2000: Die Webereished des Werkes Aumühle wird abgebrochen, an ihrer Stelle entstehen Wohnbauten.

2000–2002: Im renovierten Spinnereihochbau finden Ignatz Walters private Kunstsammlung sowie die Galerie Noah Platz.

2006: Im Erdgeschoss des Spinnereihochbaus eröffnen das städtische Zentrum für Gegenwartskunst „H2“ sowie eine Staatsgalerie für zeitgenössische Kunst.



Werk Aumühle um 1915, Zeichnung 2013

Architektur

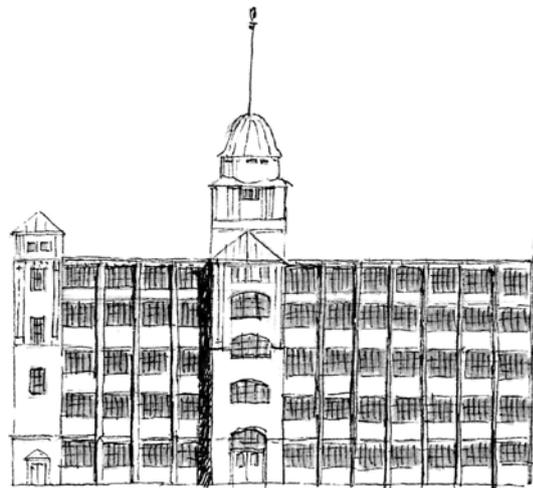
Das von Philipp Jakob Manz errichtete Werk IV „Aumühle“ der SWA bestand aus einer großen Shedhalle für die Weberei sowie einem Hochbau für Batteurgebäude, Spinnerei und Wasserreservoir. Die Anlage glich damit den großen Textilfabriken in der britischen Region „Lancashire“.

Funktionalität bestimmte Disposition und Form der Architektur: Der zentrale Turm mit seiner Haube als Blickfänger nahm Treppenhaus und Wasserreservoir auf. Die anderen beiden Türme dienten zum Heraufziehen der Baumwollballen beziehungsweise dem Entweichen des Staubs, der sich bei der Reinigung des Rohmaterials durch Schlagen (französisch: battre, daher Batteurgebäude) entwickelte. Spinnerei und Batteurgebäude waren durch den Seilgang getrennt. Dort wurde die Kraft der zentralen, in der angebauten Elektrozentrale aufgestellten Dampfmaschine mithilfe von Transmissionen (Seilen) auf die einzelnen Stockwerke übertragen. In den Seilgang wurden 1999–2002 ein neues Treppenhaus und Aufzüge eingebaut.

Die Stahlbetonskelettkonstruktion des Hochbaus ermöglichte transparente, großflächig verglaste

Außenfronten, die dem Gebäude den Namen „Glaspalast“ einbrachten. Die großen Fensterflächen gewährleisteten eine optimale Ausleuchtung der Arbeitssäle, während der Nachschicht sendeten sie quasi eine riesige „Leuchtreklame“ aus. Weiße Ziegel als Lichtreflektoren sowie eine reduzierte „klassizistische“ Architekturgliederung lassen das konstruktive Raster transparent. Das „Serielle“ wird somit zum wichtigsten Gestaltungselement erhoben. Auch das Innere changiert zwischen Elementen klassischer Architektur wie Gesimsen einerseits und frei sichtbaren Konstruktionselementen wie den preußischen Kappen in den großen Hallen andererseits. Besonders repräsentativ ist das Haupttreppenhaus mit seinem fein ornamentierten Geländer.

Manz, der geradezu als „Blitzarchitekt“ galt, brachte es mit dem Firmenmotto „Billig, rasch, schön“ zu großem Erfolg. Besonders seine Shedhallenkonstruktionen waren berühmt. Umso bedauerlicher ist, dass die „unbequeme“, weil durch ihre große Ausdehnung in der Fläche schwer um zu nutzende Webereishedhalle des Werks „Aumühle“ abgebrochen wurde. Die heutige Situation ist somit nur Fragment der einstigen Anlage.



Werk Aumühle, Aufriss, links die 2000 abgebrochene Weberei

Villa Haag

Johannes-Haag-Straße 14

„Es ist eine süße Last, die wir haben.“

(Stadtwerke-Geschäftsführer Klaus Gebhart am 11. Mai 2013 in der Augsburgur Allgemeine)

Geschichte

1843: Johannes Haag gründet eine Maschinenbau- und Röhrenfabrik in Kaufbeuren.

1851: Das Werk wird nach Augsburg zuerst auf das Gelände der Dingler'schen Kattunfabrik verlegt, später an die Bauhofstraße (Johannes-Haag-Straße). Grund hierfür ist die Wasserkraft von Fichtel- und Hanreibach.

1853: In der Haag'schen Fabrik wird die erste Zentralheizung Deutschlands für den Erbprinzen zu Hohenzollern-Sigmaringen gebaut. Es entstehen Werke in Berlin (1863) und Wien (1874).

1875/77: Johannes Haag lässt sich am nördlichen Rand des Firmengeländes von einem unbekanntem Architekten eine Villa errichten.

1887: Nach dem Tod Haags übernimmt dessen Schwiegersohn August Reimer die Firmenleitung.

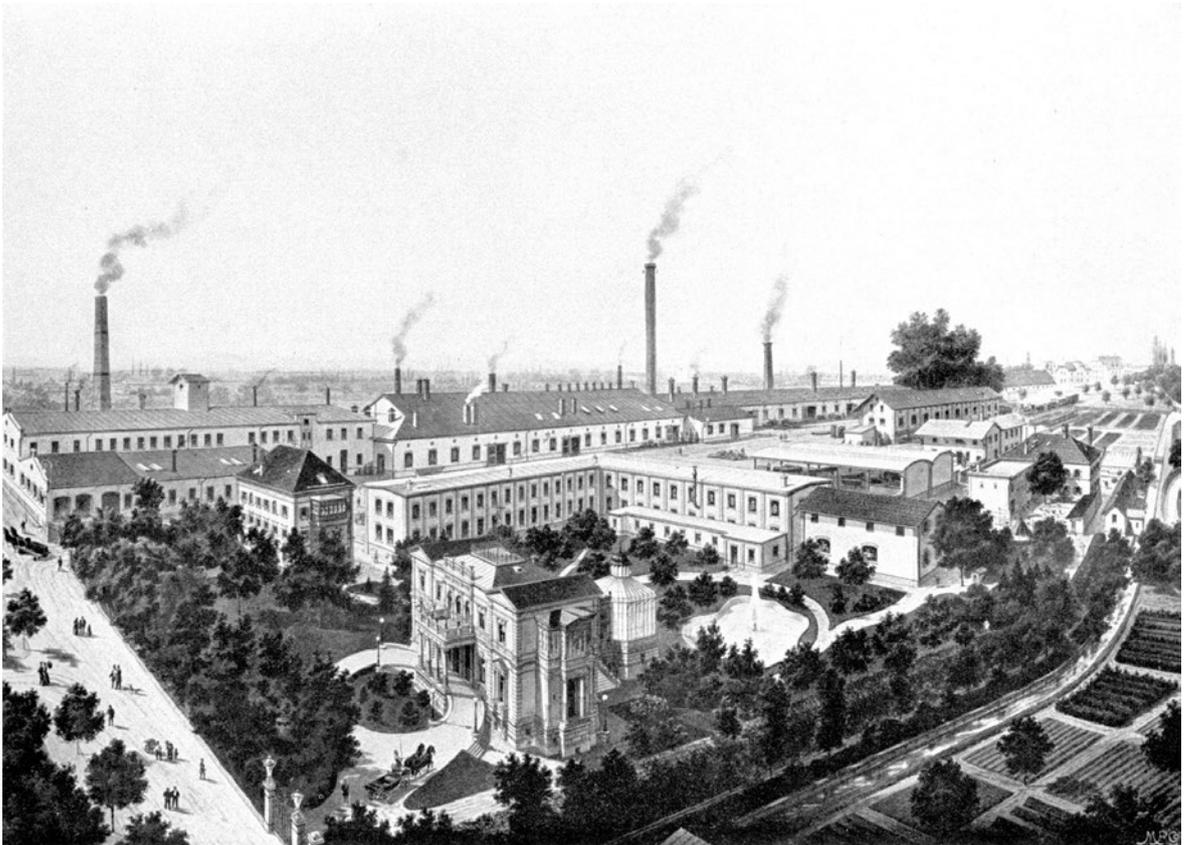
1892: Reimer lässt die Haag'sche Villa durch Jean Keller erweitern und umbauen.

1932: Die Firma wird in eine GmbH umgewandelt und durch den Schweizer Sulzer-Konzern übernommen.

1972: Das Augsburger Werk wird zu einer Niederlassung des Sulzer-Konzerns. Später gelangt die Villa in den Besitz der Stadtwerke Augsburg, die das Gebäude bis 2007 als Wohnungen vermietet.

2009: Große Teile der Villa werden durch einen Wasserrohrbruch beschädigt.

2009–2013: Die Villa wird durch die Stadtwerke Augsburg saniert und soll für Veranstaltungen genutzt werden.



Maschinenbau- und Röhrenfabrik Haag, Rauchbild 1902

Architektur

Die große Villa aus rotem und gelbem Sandstein steht etwas abseits der Produktionsbauten in einem englischen Park auf einer künstlichen Anhöhe. Nach dem Umbau durch Jean Keller besteht das Gebäude aus einem nahezu symmetrisch aufgebauten Hauptflügel und einem rückwärtigen Anbau. Ehemals schloss sich ein Wintergarten an. Insgesamt weist die Villa eine Wohnfläche von 1050 qm auf.

Die Hauptfassade zur Johannes-Haag-Straße ist streng symmetrisch: Der ältere Mittelteil mit flachem Walmdach ist von zwei Risaliten mit Dreiecksgiebeln gerahmt. Nochmals durch einen Säulenportikus hervorgehoben ist der Eingangsbereich, zu dem eine Kutschenauffahrt führt. Sämtliche Fassaden sind mit kräftigen Architekturelementen aus dem Vokabular der Renaissance wie Säulen, Rustika, Architraven und Segmentbogen gegliedert. An die Seitenfronten im Westen und Osten fügte Jean Keller zwei Anbauten unter anderem für ein luxuriöses Bad.

Der streng hierarchische Aufbau setzt sich im Innern fort: Im Zentrum liegt ein Vestibül, von dem aus man in einen repräsentativen rückwärtigen Saal (Büro), wie auch in das Treppenhaus und schließlich in die entlang zweier Gänge gereihten Schlaf- und Wohnzimmer gelangt. Vestibül, Treppenhaus, Gänge und Saal weisen bis heute eine prächtige Ausstattung mit aufwändig ornamental verlegten Terrazzo- und Parkettböden, Marmorsäulen, geschnitzten Flügeltüren, stuckierten oder mit Lisenen gegliederten Wänden, Kassettendecken mit Bildspiegeln, Lüstern und maserierten Fenstern mit geätzten Scheiben auf. Sämtliche Architekturformen sind dabei zeichenhaft als Anspielung auf die Wohnkultur der Antike und der Renaissance eingesetzt: Sie spiegeln den Rang des Hausherrn, der auf dem Fußboden des Vestibüls Adelsgleich sein Wappen präsentiert und auch sonst nicht auf den geringsten gestalterischen Aufwand verzichten muss. Die erhabene Lage auf dem Firmengelände erlaubte es dem Fabrikanten, von einem heute nicht erhaltenen Dach-Belvedere aus buchstäblich auf seine Arbeiter herabzublicken und permanente Machtpräsenz zu zeigen.



Villa Haag, Gang im Erdgeschoss, 2013

Pfarrkirche zum heiligsten Erlöser

Wellenburger-Straße 58

Geschichte

1952: Da die Einwohnerzahl Göggingens stark ansteigt, werden erste Überlegungen für den Bau einer zweiten Pfarrkirche in der Schafweid-siedlung angestellt. Johann Nepomuk Bertele, der Pfarrer von St. Georg und Michael, sowie der damalige Kaplan und spätere Pfarrer der Erlöserkirche, Joseph Spengler, sind mit den Planungen betraut.

1956: Ein Grundstück am westlichen Wertachufer kann günstig von der Ackermann-Nähfadenfabrik erworben werden.

1959: Am 8. August legt Bischof Joseph Freundorfer den Grundstein für die neue, von Thomas Wechs jun. und Thomas Wechs sen. (1893–1970) entworfene Pfarrkirche.

1961: Am 4. November feiert die Gemeinde die Einweihung der Kirche durch Joseph Freundorfer.

1969: Eine neue Orgel der Firma Sandtner wird eingeweiht.

1976: Hilda Sandtner (1919–2006) webt drei Wandbehänge für die Werktagskirche.

1984 und 1986: Die Kirche wird saniert. Im Altarraum werden neue Farbglasfenster von Georg Bernhard (geboren 1929) eingesetzt.

2011–2012: Das Pfarrzentrum wird renoviert und verkleinert. Im Garten des Pfarrhauses entsteht eine Wohnanlage.



Erlöserkirche, Blick zum Altar, 1961

Architektur

Kirche, Werktagskirche, Pfarrhaus und Pfarrsaal sind um einen zentralen Platz gruppiert, der sich zur Wellenburger-Straße öffnet. Die Anordnung der Bauten erfolgte auf einem Kreissegment – eine Grundform, mit der sich Thomas Wechs sen. beim Entwerfen seiner Kirchenbauten immer wieder beschäftigte. Sein Sohn verwirklichte dieses Gestaltungsmotiv bei der Erlöserkirche besonders konsequent, wodurch er die Lage im Zwickel von Wertach und Wellenburger Straße optimal nutzen konnte. Alle Bauten des Pfarrzentrums weisen eine asketische Wandgliederung, eine klare Linienführung und präzise, meist asymmetrisch gesetzte Details auf, wodurch ein Eindruck großer Ruhe hervorgerufen wird.

Die Kirche mit ihrem abseits stehenden, rechteckigen „Campanile“ liegt wie ein Tortenstück in der Landschaft. Jede ihrer drei Fronten weist ein Portal auf, an der geschwungenen Platzseite sind die traditionellen Motive Rundfenster und Tympanon-Relief mit Weltgerichtsdarstellung aufgegriffen. Das Innere ist ganz auf den angehobenen Altarbereich in der Spitze ausgerichtet, der durch die großen Südfenster effektiv beleuchtet wird. Zu dem derart inszenierten, blockartigen Altar kommen weitere pointiert gesetzte gestalterische Akzente wie die große Schutzmantelmadonna

an der Nordwand und die Orgelempore, die das Segmentmotiv wieder aufnimmt. Waren die Fenster mit ihrer Bogengliederung früher weiß, so entstand durch die farbigen Scheiben von Georg Bernhard ein kräftiger Akzent, der heute die farbliche Reduktion auf Weiß, Grau und Naturholz durchbricht. Jedes der Fenster ist einem Themenkreis gewidmet, auf den einzelne Symbole hindeuten. Zu sehen sind die „Erschaffung der Welt“ mit der Hand Gottes, den Elementen, Adam, Eva und der Schlange, der „Zug durch das Rote Meer“ mit Mose und einer Taube, ferner die „Auferstehung“ mit Engeln, dem Grab Christi, Blumen, drei Kreuzen und den Buchstaben JHS (Jesus hominum Salvator = Jesus der Erlöser der Menschen), der „Gang nach Emmaus“ mit den beiden Jüngern und dem Lamm und schließlich „Pfingsten“ mit Maria im Flammenkreuz.

Die nach Außen durch einen aufgesetzten, offenen Glockenturm markierte Werktagskirche ist im Innern ganz von Hilda Sandtners Wandteppichen bestimmt, die in stark abstrahierter Form das Leiden Christi, die Herrlichkeit Gottes sowie das Kreuz des Erlösers zeigen. Auch die Werktagskirche ist – allerdings bereits seit ihrer Errichtung – mit einem Farbfenster von Georg Bernhard versehen.



Erlöserkirche, Vorplatz mit Werktagskirche, 2013

Hessing Kliniken

Hessingstraße 2, 6a, 17, Buzstraße 25, Wellenburger Straße 12

Geschichte

1868: Hessing gründet eine orthopädische Heilanstalt am Jakobertor.

1869: Die Klinik zieht in das ehemalige Landgerichtsgebäude in Göggingen, das ursprünglich 1790 unter dem Augsburger Fürstbischof Clemens Wenceslaus als Priesteraltersheim errichtet worden war („Alte Klinik“).

1880–1893: Im Auftrag Hessings erbaut Jean Keller neue Klinikgebäude (1887-1889), Gästehaus (um 1880), Wandelhalle (1896-1899), Kapelle (1890-1893, 1906 geweiht), Werkstätten und Ökonomiegebäude (1892), Milchkurpalpe (1885) und ein eigenes Kurhaustheater (1885–1886).

1918: Hessing stirbt, die Orthopädische Klinik geht in eine Stiftung über. Bedingt durch die Auswirkungen des Ersten Weltkrieges bleiben die wohlhabenden Patienten aus.

1954/55, 1959-1962 sowie 1980-1995: Die Kliniken werden umgebaut, zahlreiche Gebäudeteile abgebrochen, darunter der Wintergarten, die gusseiserne Kolonnade, die den Park vor der Hessingkirche umgab (1961), Teile der Wandelhalle sowie die Orthopädischen Werkstätten und Ökonomiegebäude (1993).

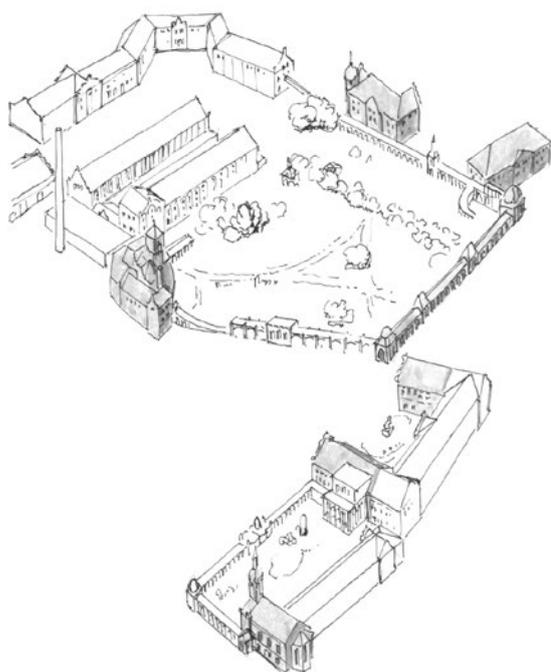
Bauten

Der „Urbau“ der Gögginger Hessingkliniken ist die „Alte Klinik“. Der rechteckige Walmdachbau weist an der Schauseite einen Mittelrisalit mit Dreiecksgiebel auf. Derartiger Fassadenschmuck im „Zopf-Stil“, eine Frühform des Klassizismus, wurde in Augsburg von den Architekten Johann Martin Pentenrieder und Johann Stephan Gelb gepflegt.

Von den ehemals drei zweigeschossigen Flügeln der „Neuen Klinik“ mit Eingangs- und Liegehalle,

Speisesaal und angebautem Wintergarten blieben nach Abbrüchen 1954-1961 nur zwei 1986 sanierte Seitentrakte übrig. Ihre kräftig gegliederten Neorenaissance-Fassaden mit Schweifgiebeln erinnern entfernt an das Augsburger Zeughaus.

Ebenfalls bis heute hat sich die direkt an die Klinik angefügte Anstaltskirche St. Johannes erhalten. Eine Spende des russischen Zaren ermöglichte ihren Bau. Die Saalkirche weist einen mehreckigen Chor im Osten und einen auf dem Dach sitzenden offenen Turm mit geschwungener Haube im Westen auf. Das Äußere ist in eine Sockelzone mit Segmentbogenfenstern und genutetem Verputz und einen Lisenen-gegliederten Bereich mit hohen Rundbogenfenstern darüber unterteilt. Drei Eingänge – einer von der Klinik, ein weiterer von der Wellenburger-Straße und ein letzter von der im Westen liegenden Parkanlage führen ins Innere. Zur Straße und zur Grünanlage sind deshalb Vorhallen angebaut. Während die Außenansicht eine barocke Architektursprache rezitiert, zog Jean Keller im Innern alle Register der Neugotik. Ein dreijochiges Kreuzrippengewölbe spannt sich auf Dienstbündeln über den Saal. Der Chor ist leicht erhaben und hat eine gemalte Maßwerkdecke. Sämtliche Wände sind mit geschnitzten Paneelen, einem gemalten Quadmuster sowie von Ornamenten überzogen. Der Boden ist mit dekorierten Fliesen aus Steinzeug ausgelegt. Am Chorbogen sieht man kleine Felder, die die Evangelisten mit ihren Attributen (Kennzeichen) zeigen – Johannes mit dem Adler, Lukas mit dem Stier, Markus mit



Gesamtanlage der Hessing-Kliniken um 1900, grau unterlegte Bauten sind heute erhalten, Zeichnung 2013

dem Löwen und Matthäus mit dem Engel. Darüber steht die Inschrift „Ich bin das Brot des Lebens / Wer zu mir kommt, der wird nicht hungern und wer an mich glaubt, der wird nimmermehr dürsten. Joh. 6.35“. An der Seitenwand ist ein weiterer Spruch zu lesen: „Wirk, so lang es Tag ist. So wie die Tür sich willig öffnet, wehrt dir den Eingang nicht, schließt auf dein Herz und lasse Jesus Christus ein! Mach auf dein Herz!“. Sämtliche Fenster weisen Glasmalereien des Gögginger Glasermeisters Leo Eichleitner (1854-1917) auf, im Chor sind Magdalena sowie eine Heilige ohne Attribut zu sehen. Den Sakralraum dominieren eine Orgelempore und eine Loge über dem Klinikzugang, beide mit virtuos geschnitztem, geradezu zerklüftetem Maßwerk. Am Chorbogen sitzt links die Kanzel mit Schalldeckel auf dem Engel die Symbole der christlichen Tugenden Glaube, Liebe und Hoffnung präsentieren. Dagegen ist im Chor ein überbordender Altarschrein mit zentraler Kreuzigungsgruppe, Petrus, Paulus und Gottvater aufgestellt. Eine Besonderheit ist das Barbara-Relief an der Nordwand, weil es sich um ein fränkisches Stück von zirka 1520 handelt. Die Kirche ist perfekt auf ihre Funktion hin ausgerichtet und simultan für den katholischen und den protestantischen Ritus nutzbar. In den Raum können Betten und Rollstühle geschoben werden, die Bänke sind mobil, ihre Sitzflächen einzeln aufklappbar.

Zur Klinik gehört eine weitere, größere Grünanlage, die auf das Gästehaus, die sogenannte „Burg“ ausgerichtet ist. Die phantastische kleine „Ritterburg“ wurde vielleicht von Karl Albert Gollwitzer

im „Rothenburger Stil“ errichtet und erhebt sich über L-förmigen Grundriss. Während die asymmetrische Rückfront einfach gegliedert ist, sind den Parkfassaden drei übereinander gestaffelte, mit Zinnenbalustraden versehene Terrassen und drei turmartige Anbauten vorgestellt. Unterschiedlichste Fensterformen bestimmen die malerische Kulissenarchitektur mit zentraler Wassergrotte. Im Erdgeschoss liegt ein Gartensaal mit bunt verglasten Fenstern in geschwungenen Jugendstilformen. Die ehemaligen Gästezimmer werden von einem Haupttreppenhaus im Südtrakt erschlossen und dienen heute als Wohnungen.

Auf die unterste Terrasse der „Burg“ führte früher eine um den Park herumlaufende, zum Teil zweistöckige Wandelhalle. Nur ihr Ostteil zur Hessingstraße blieb erhalten. Die Kolonnade ist durch vier Pavillons akzentuiert, wobei die beiden Äußeren geschwungene Hauben, die mittleren Zeltdächer aufweisen. An den Decken ist zum Teil noch die alte Fassung mit Schablonenmalerei zu sehen.

Die Wandelhalle verband im Norden auch die „Alte Klinik“ mit dem dreistöckigen Ärztehaus ein kubischer Bau mit Walmdach, Risaliten und Eckturm mit geschuppter Zinkblechhaube.

Im Westen der Parkanlage schlossen sich entlang der Singold die orthopädischen Werkstätten und Ökonomiegebäude an. Von den umfangreichen Anlagen blieb nur das zugehörige kleine Wasserwerk über der Singold erhalten.

Friedrich Hessing

Der aus ärmlichsten Verhältnissen stammende Friedrich Hessing (1838-1918) machte eine für das 19. Jahrhundert beispielhafte Karriere. Nach einer Ausbildung zum Schreiner wurde für ihn die Begegnung mit dem Orgelbaumeister Georg Friedrich Steinmeyer (1819-1901) zum Wendepunkt. Steinmeyer ermöglichte dem jungen Friedrich eine Ausbildung zum Harmoniumbauer in Stuttgart, 1862 kam er zur Pianoforte-Fabrik Schramm nach Augsburg. Dort machte sich Hessing selbständig, entwickelte bald ein Interesse für orthopädische Hilfsapparate und gründete schließlich eine Orthopädische Heilanstalt. Hessing trat mit zahlreichen Erfindungen hervor, dazu zählen das Hessingkorsett, der verbesserte

Schienen-Hülsen-Apparat zur Führung gelähmter oder geschwächter Gliedmaßen, ein spezieller Leimverband, eine Tragbahre mit Rad für den Ersten Weltkrieg sowie eine Kriegsrucksack mit Hüftgurt. Obwohl seitens der Ärzteschaft kritisch beäugt, war der Erfolg der Gögginger Hessing-Klinik nicht mehr aufzuhalten. Bis 1903 kamen 60.000 meist wohlhabende Patienten, die bis aus Amerika, Ägypten und Peru anreisten; darunter waren zum Beispiel die Gemahlin Kaiser Wilhelms II. Auguste Victoria oder der Schriftsteller Max Brod. Gleichzeitig behandelte der 1904 zum bayerischen Hofrat und 1913 zum Ritter ernannte „Wunderdoktor“ Hessing auch mittellose Patienten kostenfrei.

Hotelturm („Media-Tower“)

Imhofstraße 12

Geschichte

1969: Mit Blick auf die Olympischen Spiele 1972 in München beauftragt Otto Schnitzenbaumer (1922–2012) das Architekturbüro Brockel & Müller mit der Ausarbeitung von Plänen für ein Hotel am Augsburger Stadtgarten. Nach Veröffentlichung der Pläne bildet sich die Bürgerinitiative „Rettet den Wittelsbacher Park“.

1971–1972: Der Hotelturm wird gebaut, es entstehen ein Hotel mit 400 Betten, betrieben von „Holiday Inn“, ein Restaurant mit Aussichtsplattform im obersten Stock sowie 279 Appartements.

1974: Johann Nepomuk Glögger (1910–2004) will den Hotelturm erwerben. Wegen der nicht bezahlten Rechnung wird der Kaufvertrag widerrufen.

1979: Es kommt zur Zwangsversteigerung, wegen der zu hoch angesetzten Kaufsumme (35 Millionen DM) findet sich kein Käufer.

1980: Die Landesbank Hessen ersteht den Hotelturm für 20 Millionen DM und teilt ihn in 328 Eigentumseinheiten auf. Der Unternehmer Franz Lauer erwirbt den Hotelteil des Turmes sowie das Restaurant.

1989: Ein Schweizer Konzern kauft den Turm, der Schweizer Martin Zoller betreibt das Hotel.

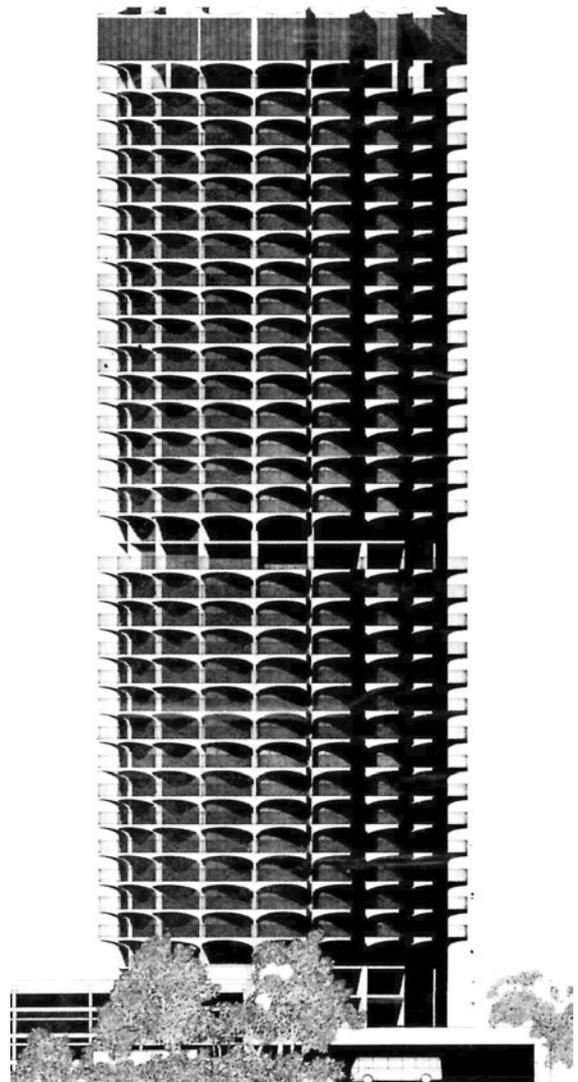
1993: Das Hotel geht in Konkurs, die Konkursverwaltung schlägt zur Weiternutzung ein Asylbewerber- oder ein Altenheim vor. Auf den Widerstand der Stadt hin bleiben 185 Hotelzimmer ungenutzt.

1994–1997: Ein Teil des Hotels dient als betreutes Wohnen für Jugendliche.

1996: Der Hotelturm wird wiederum, dieses Mal an den Hertel-Konzern verkauft. Die geplante Sanierung und erneute Nutzung als Hotel unterbleibt jedoch.

2000: Herbert Ebertz kauft den Hoteltrakt und lässt ihn grundlegend sanieren.

2001: Das neue „Dorint-Hotel“ wird eröffnet. In das ehemalige Restaurant ziehen die Hauptverwaltung des Radio-Senders Klassik-Radio sowie der Klassik-Radio AG.



Hotelturm, Aufriss, 1970

Architektur

Der 18-eckige Turm mit 35 Geschossen erreicht eine Höhe von gut 118 Metern. Auf dem Dach befindet sich seit 2001 zudem ein 40 Meter hoher Antennenmast. An einen Kern mit 11 Metern Durchmesser, in dem sich sechs Aufzüge, zwei Treppenhäuser sowie Heizungs-, Lüftungs- und Elektroinstallationen befinden, schließen sich trapezförmige Segmente an, die Wohnungen und Hotelzimmer aufnehmen. An jedes dieser Segmente ist nach Außen ein halbkreisförmiger Balkon auf leicht geschwungener Basis angefügt.

An die ursprünglich 17 unteren Hotelgeschosse schließt sich ein Installationsgeschoss ohne Balkone an. Darauf folgen 16 Wohngeschosse. Im 34. und 35. Stock lagen die Aussichtsterrasse und das verglaste Restaurant.

Reinhard Brockel (geboren 1924) und Erich R. Müller (1925–2011) orientierten sich auf Wunsch Otto Schnitzenbauers sehr deutlich an den Chicagoer „Marina City Towers“ (1967) von Bertrand Goldberg (1913–1997).

Während der im Volksmund scherzhaft als „Maiskolben“ bezeichnete Turm in den 1970er Jahren als Störfaktor in der Augsburger Stadtsilhouette empfunden wurde, gilt er mittlerweile nicht Wenigen als Wahrzeichen – ganz so, wie es sich Otto Schnitzenbaumer gewünscht hatte.



Hotelturm, Detail, 2013

Kongress am Park

Göggingerstraße 10

Veranstaltungshalle der Stadt Augsburg

Geschichte

1964: Die Kommune schreibt einen Wettbewerb zum Neubau einer Stadthalle im Wittelsbacher Park aus; es gehen 207 Entwürfe ein. Das Preisgericht vergibt den ersten Preis schließlich für die Planung des Stuttgarter Architekten Max Speidel.

1965: Der Ludwigsbau (1914) von Otto Holzer (1874–1933) wird gesprengt.

1972: Nach mehrfachen Änderungen, Baustopps und explodierenden Kosten wird die Halle eingeweiht.

2009: Die Kongresshalle wird zum Einzelbaudenkmal erklärt.

2010–2012: Das Bauwerk wird grundlegend nach denkmalpflegerischen Kriterien saniert.



Kongresshalle, Detail, 2013

Architektur

Der große Baukörper ist im Grundriss und in der Höhe gestaffelt. Neben den weitläufigen Foyers mit 900, dem Mozartsaal mit 340, dem Fuggerzimmer mit 100, und dem Welserzimmer mit 50 Sitzplätzen beherbergt die Kongresshalle insbesondere den großen, über alle anderen Bauteile hinausragenden Kongressaal mit 1400 Sitzplätzen. Die Möglichkeit, durch Betonteile große, skulpturale und auch überhängende Bauteile einsetzen zu können ist gestalterisch ausgekostet, wie beispielsweise am mächtigen Eingangsdach oder in den Rängen des Kongresssaales. Im starken Gegensatz dazu stehen die große Fensterflächen und -bänder, auf denen einige massive Bauteile zu schweben scheinen. Die Abdrücke der Holzverschalung beim Betonguss verleihen den Wänden eine lebendige Textur.

Typische Gestaltungselemente der 1970er Jahre sind die blauen Eingangstüren mit ihren kreisförmigen Ausschnitten, die orangenen Schalensitze im Kongressaal oder das mit 3500 Glühbirnen versehene Leuchtobjekt im Foyer. Daneben kam auch Holz (amerikanischer Ruster) großflächig als Wand- und Deckenverkleidung zum Einsatz. Speidel lehnte sich mit seiner minimalistischen, Material-betonenden Architektur formal an die Konzerthalle in Tokyo (1961) von Kunio Maekawa (1905 – 86) an, die – vielleicht als Anspielung auf Pagoden – ganz ähnlich vorgewölbte Dächer aufweist.



Kongresshalle, Detail, 2013

Maximilianmuseum

Fuggerplatz 1

Stammhaus der Kunstsammlungen und Museen Augsburg

Geschichte

1486–89: Das Welserhaus an der Annastraße wird gebaut.

1543–1546: Der kaiserliche Rat Lienhard Böck von Böckenstein lässt sich am heutigen Fuggerplatz eines der prächtigsten Augsburger Wohnhäuser seiner Zeit errichten.

1579: Das Wohnhaus Böckensteins wird an die Hainhofer verkauft. Berühmtester Spross dieser Familie ist Philipp Hainhofer (1578–1647), der als Kunstagent Karriere macht.

1696: Welser- und Hainhoferhaus werden baulich miteinander verbunden.

1706: Der Kupferstecher und Verleger Elias Heiß kauft das Gebäude und lässt einige Räume mit Deckenfresken von Melchior Steidl (1657–1727) schmücken.

1716: Die Anlage wird vom evangelischen Armenkinderhaus erworben.

1853: Der Magistrat der Stadt Augsburg kauft das Armenkinderhaus.

1854–1855: Das historische und das naturwissenschaftliche Museum der Stadt ziehen in das Gebäude ein.

1907–1909: Gabriel von Seidl (1848–1913) baut die Anlage um, fügt ein neues Haupttreppenhaus ein und vereinheitlicht den Innenhof.

1979: Severin Walter bemalt die Fassade des Hainhofer-Hauses im Stil des 16. Jahrhunderts.

1998–2006: Das Museum wird einer grundlegenden Sanierung und Neukonzeption unterzogen. Dabei wird der Innenhof durch ein Glasdach geschlossen, um die Originale der Augsburger Brunnenbronzen zu sichern.



Maximilianmuseum, Deckenbild mit der „Allegorie der Nacht“, 2012



Maximilianmuseum, Modellkammer, 2012

Architektur

Die beiden ehemaligen Bürgerhäuser umschließen einen gemeinsamen rechteckigen Innenhof. Das Welserhaus ist ein zweigeschossiger Satteldachbau mit zwei Flacherkern zur Annastraße und zwei Abseiten. Im Inneren blieben die Erdgeschosshalle sowie in den Obergeschossen Holzdecken, Reste von Malereien (um 1500) und Teile einer Ständerbohlenwand (frühes 16. Jahrhundert) erhalten.

Auch das Hainhoferhaus trägt ein steiles Satteldach und besitzt zwei Abseiten, die mit denen des Welserhauses verbunden sind. Die auffallend asymmetrische Hauptfront zur Philippinie-Welserstraße ist mit einer Architekturgliederung in Renaissance-Formen bemalt. Aus Naturstein sind nur die Rahmung des korbbogigen Portals, einer weiteren Tür und der Fenster im Erdgeschoss, sowie die beiden unterschiedlich breiten Erker. Sie weisen neben Pilastern und Profilbildnissen in Rundfeldern sehr fein gearbeitete Ornamente auf. Auf dem scheinbar von Putten gehaltenen Feld des breiteren Erkers steht der lateinische Vers aus Psalm 127: „Wem das Haus nicht baut der Herr – die Bauleute mühen sich vergeblich“. Am schmalen Erker ist der Reichsadler mit der Devise

Karls V., „plus ultra“ (darüber hinaus) zu sehen – ein Hinweis auf den Bauherren, der kaiserlicher Rat war. Die Ovalfenster im zweiten Stock weisen diese Etage als die repräsentative (Piano nobile) aus. Seitlich sitzt auf dem Dach ein Aufzugsgiebel. Auch das Hainhoferhaus besitzt noch Teile der festen Innenausstattung. Neben der Durchfahrt liegt die Eingangshalle mit Kreuzgratgewölben auf ionisierenden Sandsteinsäulen. Mehrere Räume sind mit Deckenfresken von Melchior Steidl ausgestattet: Im ersten Obergeschoss liegt die sogenannte „Aeneasgalerie“, ihr Deckenspiegel zeigt Venus, die ihrem Sohn Aeneas erscheint, ferner Juno, die den Windgott Aeolus gegen Aeneas aufstachelt. Im ehemaligen Schlafzimmer erblickt man eine Allegorie der Nacht mit der Mondgöttin Luna sowie der Personifikationen der Morgen- und Abenddämmerung. Als Höhepunkt des Bildprogramms stellte Steidl im großen Festsaal des zweiten Stockwerks Jupiter (mit Adler und Blitzen) und Juno im Kreise der olympischen Götter und der Personifikationen der Erdteile dar. Die Figuren sind auf eine perspektivisch verkürzt dargestellte Scheinarchitektur gesetzt, womit der Künstler seine Kenntnis der italienischen „Quadraturmalerei“ unter Beweis stellte.

Sammlung

Einen exzeptionellen Einblick in das Augsburger Bauwesen geben die Modelle aus der alten Modellkammer im Rathaus. Hier werden die Phasen der Rathaus-Planung ersichtlich. Des Weiteren sind zahlreiche Entwürfe und Nachbauten technischer Anlagen und Befestigungen zu sehen. Viele Modelle dokumentieren Bauten die „im Weg“ also „unbequem“ waren, wie die 1906 abgebrochene Kornschranne bei St. Moritz aber auch Gebäude, die aus anderen Gründen verschwanden wie der 1498 durch Blitzschlag zerstörte Turm am Luginsland.

Zudem birgt das Maximilianmuseum zahlreiche Skulpturen und Spolien – wiederum handelt es sich um die letzten Erinnerungstücke an längst vergangene Bauten oder Raumausstattungen. Da sind zum Beispiel Georg Petels (1601/2–1634) Assistenzfiguren Maria und Johannes aus Lindenholz (1631) die sich ursprünglich gemeinsam mit einem heute in der Barfüßerkirche aufge-

hängten Kruzifix im Heilig-Geist-Spital befanden. Aus St. Ulrich und Afra kam bereits 1854 als Gründungsgabe König Maximilians II. von Bayern das Sandsteinepitaph des Abtes Konrad Mörlin (um 1500) ins Maximilianmuseum. Figurenstil und Stifterporträt ähneln Arbeiten von Hans Holbein dem Älteren (um 1465–1524). Sebastian Loscher schuf für die 1825 abgerissene Rehlingerkapelle der Barfüßerkirche 1513 einen heiligen Alexius. Neben diesen Figuren sind insbesondere Hans Reichles (1565/70–1642) Adler (1605), der sich im Giebel des 1809 abgebrochen Siegelhauses befand sowie die Brunnenbronzen von Adriaen de Vries (1556–1626) und Hubert Gerhard (1540/50–1620) im Maximilianmuseum untergebracht. Auch diese „Schätze“ sind im Grunde unbequeme Denkmale – denn sie mussten aufgrund ihrer stark angegriffenen Oberflächen von den Brunnen abgenommen, aufwändig saniert und zu ihrem Schutz im Innern aufgestellt werden.

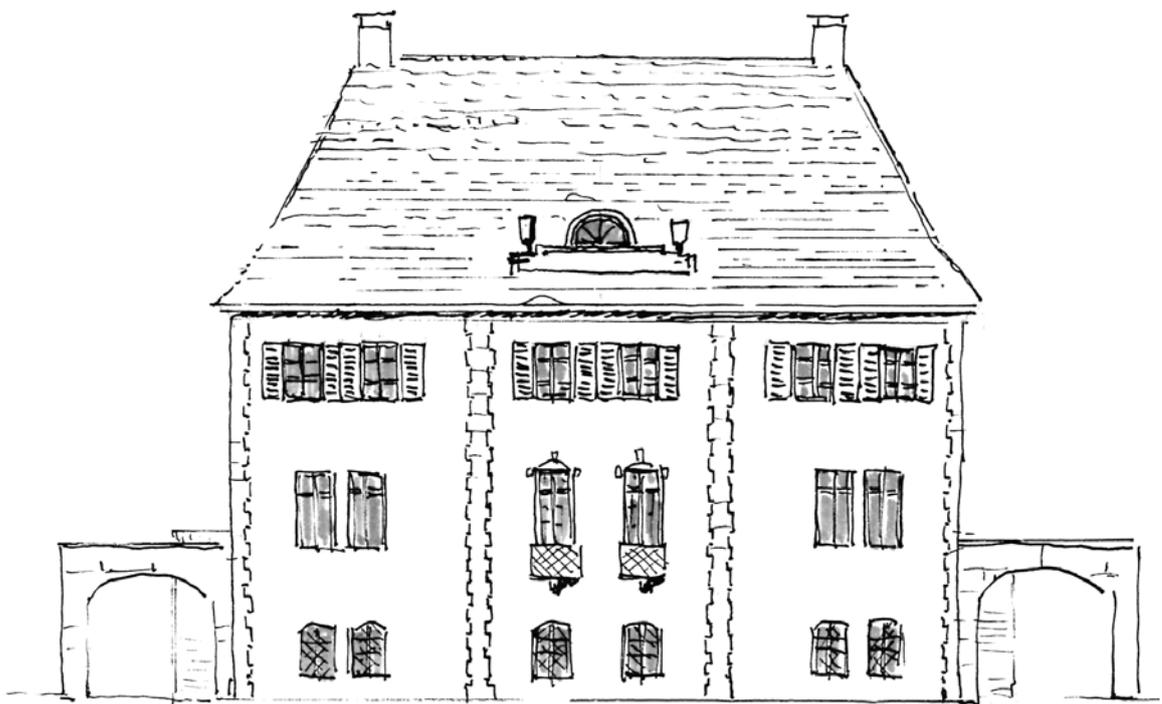
Ehemalige Villa des Oberpostdirektors

Holbeinstraße 9

Geschichte

Um 1925: Julius Thaddä Schweighart errichtet die Villa für den Oberpostdirektor.

Die Villa wird heute von der Drogenhilfe Schwaben genutzt.



Ehemalige Villa des Postdirektors, Fassade zur Holbeinstraße, Zeichnung 2013

Architektur

Im Bereich des alten Schaezlerschen Gartenguts erhebt sich der rechteckige Bau mit hohem Walmdach. Auf den Schmalseiten liegt je ein Eingangsbereich mit Zugängen in das Hoch- und das Tiefparterre. Zur Holbeinstraße ist eine „Schauseite“ ausgebildet. Durch eine segmentbogige von zwei Zierurnen flankierte Dachgaube ist die Mittelachse betont. Die Eckbereiche sind mittels kräftiger Rustikaquader abgesetzt.

Im Tiefparterre liegen die Küche und ehemalige Wirtschaftsräume, zum Garten ein großzügiger Raum mit Deckenstück und Terrassentüren.

Das Hochparterre ist mit seinen Fenstertüren und segmentbogigen Balkonen bereits Außen als Repräsentationsgeschoss ausgezeichnet. Im Innern liegt hier eine großzügige Raumfolge, in deren Zentrum eine Diele mit Estrade (= Podest) steht. Die Ausstattung mit Holzvertäfelungen, geschnittenen Supraporten, sowie zahlreichen Details aus Terrakotta wie Ofen, Türrahmungen und bemalten Fliesen in der Toilette ist überaus elegant und zudem ein in Augsburg rares, wohl erhaltenes Beispiel für den Art-deco-Stil der 1920er Jahre.



Villa des Postdirektors, Details, 2013



Ehemalige Pädagogische Hochschule (P.H.)

Schillstraße 100

Geschichte

1958: Die Pädagogische Hochschule Augsburg der Universität München wird ins Leben gerufen.

1958–1963: Ein kleiner Campus mit eigenem Wohnheim (1959–1961) wird errichtet.

1972: Die PH wird der neu gegründeten Universität Augsburg eingegliedert. Der Campus an der Schillstraße beherbergt die Lehrstühle für Sport-, Musik- und Kunstpädagogik und die Fakultät für Wirtschaft der Fachhochschule Augsburg.

2010: Die Anlage wird saniert und brandschutztechnisch aufgerüstet.

2011: Die Fakultät für Wirtschaft zieht aus. Konzertsaal und Werkstätten werden noch von den Musik- und Kunstpädagogen genutzt, Teile der Anlage stehen jedoch leer.



Ehemalige PH, Rollziegel im Treppenhaus, 1963

Architektur

Wilhelm Hauenstein und Anton Recknagel (1906–80) entwarfen eine räumlich differenzierte Baugruppe, bestehend aus einem Atriumgebäude mit Mensa, Bibliothek, Übungsräumen und Konzertsaal, einer Turnhalle, einem Seminargebäude mit unterschiedlichen Werkstätten, sowie einem Hörsaaltrakt. Die Baukörper sind mit Blankziegeln und Naturstein verblendet, durch Asymmetrien und unterschiedlich große Fenster rhythmisiert. Komplett aufgeglaste oder offene Gänge verbinden die Trakte.

Die klar angeordneten Foyers, Treppenhäuser und Gänge gehen fließend ineinander über. Besonders aufwändig gestaltet ist das Haupttreppenhaus im Seminargebäude. Seine Wände sind mit Rollziegeln von Reinhold Grübel (1928–2009) verkleidet. Erzählt wird eine kleine Weltgeschichte. Sie reicht unter anderem vom Alten und Neuen Testament über die antike Mythologie (Odyssee), die Entdeckung der Erdteile bis zum Handwerk (Augsburger Weber) und Handel (Fugger) und schließlich zur Entwicklung der republikanischen Staatsform (Französische Revolution) und zur industriellen Revolution.

Das zugehörige Wohnheim besteht aus zwei Hochhäusern und einer kubischen Kapelle. Schon nach Außen ist das umlaufende, mit Buntgläsern

gestaltete Fensterband des Gotteshauses sichtbar. Es wurde 1960 von Hilda Sandtner (1919–2006), der langjährigen Professorin des Lehrstuhls Kunstpädagogik an der Uni Augsburg, geschaffen. Die Künstlerin verwirklichte in stark abstrahierter Form eine umfängliche Ikonografie mit dem Meißopfer als Grundgedanke. Im Westen sieht man das himmlische Jerusalem, Jakobs Traum von der Himmelsleiter und die drei Jünglinge im Feuerofen sowie die Christus-Symbole Pelikan und Lamm. Die nördlichen Fenster stellen Szenarien mit David, Abraham, dem Baum des Lebens und der Arche Noah dar. Auf der Ostseite ist hinter dem Altar das Kreuz zu sehen. Die Fenster im Süden kreisen mit den Protagonisten Abel, Isaak, Melchisedech und Abraham um das Thema Opfer. Hierauf verweisen auch Brot, Kelch und Mannah sowie das Lammopfer.

Die Gesamtanlage der P.H. ist aufgrund ihrer überlegten, am Dessauer Bauhausgebäude (1926) von Walther Gropius (1883–1969) orientierten Disposition, der an skandinavische Bauten der 1930er und 1940er Jahre gemahnenden, hochwertigen Materialien sowie der besonders qualitätsvollen und umfangreichen „Kunst am Bau“ ein ebenso herausragendes wie bezeichnendes Zeugnis der Nachkriegsarchitektur in Augsburg.



Ehemalige PH, Kapelle des Wohnheims, 1963

St. Peter und Paul in Inningen

Bobinger Straße 59

Geschichte

1668: Jörg Wörle stockt den Turm der mittelalterlichen Kirche um ein Oktogon mit Zwiebelhaube auf.

1713: Die Kirche wird durch den Inninger Thomas Fischer, vielleicht unter Beteiligung von Valerian Brenner, neu gebaut. Den Innenraum stückeriert höchstwahrscheinlich Georg Vogel der Jüngere.

1717: Der Hochaltar wird fertig gestellt. Die seitlichen Figuren stammen vermutlich von Ehrgott Bernhard Bendl.

1724: Die Seitenaltäre werden aufgestellt.

1729: Bei Renovierungsarbeiten wird eine neue Orgel von Augustin Simnacher eingebaut, deshalb die obere Brüstung der Orgelempore verändert. Johann Heel malt die Fresken im Langhaus und vermutlich auch das Tafelbild an der oberen Emporenbrüstung neu.

1750: Joseph Einsle erstellt die Kanzel, die zwei Jahre später durch Gottfried Ruepp farbig gefasst wird.

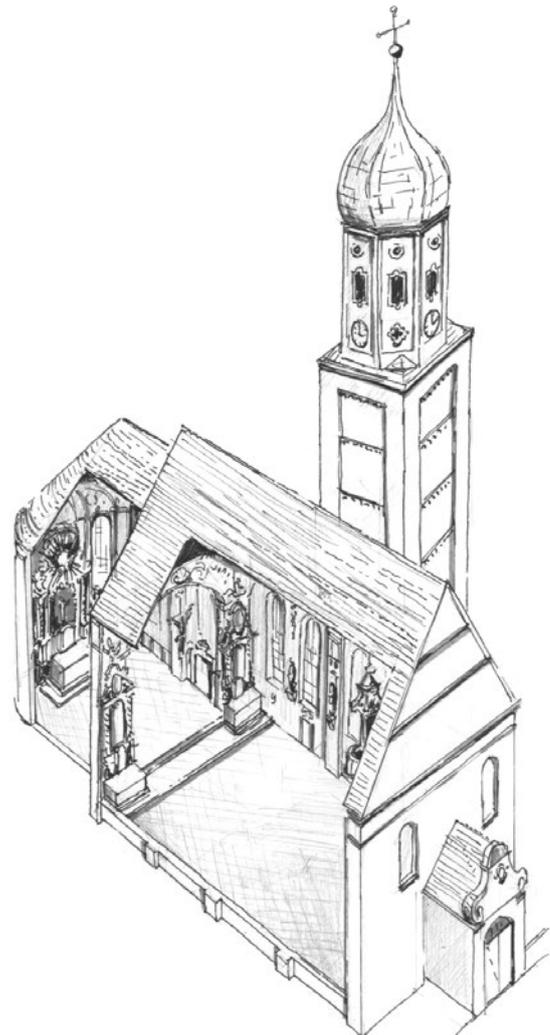
1821: Franz Vaugin malt das rechte Seitenaltarblatt.

Um 1850: Liberat Hundertpfund überarbeitet das Hochaltarbild.

1889: Joseph Strehle malt das linke Seitenaltarbild.

1902 und 1962–1967: Die Kirche wird restauriert.

2013: Die jüngste Kirchenrestaurierung kann zum 300-jährigen Jubiläum abgeschlossen werden.



St. Peter und Paul in Inningen, perspektivischer Schnitt 2013

Architektur

Die Inninger Pfarrkirche ragt, umgeben von einem ummauerten, ehemals befestigten Friedhof, an der Abhangkante der Augsburger Hochterrasse empor. Ihr aus der Achse gerückter Turm – ein reich gegliedertes Achteck mit Zwiebelhaube auf blockartigem Unterbau – wirkt deshalb weit in das Wertachtal hinein. An die rechteckige Saalkirche mit eingezogenem, flachrund schließenden Chor sind im Süden eine zweigeschossige Sakristei mit Schweifgiebel und im Westen eine Vorhalle angefügt. Die Außenfassaden sind einheitlich durch ein Sockelband, toskanische Pilaster (Wandvorlagen) und Gebälk gegliedert.

Das Innere überrascht durch die reiche, äußerst qualitätsvolle Stuckierung in zarter Fassung sowie die prächtigen, farbigen und vergoldeten Altäre mit ihren gedrehten Säulen. Kulminationspunkt ist der bühnenartige Aufbau des Hochaltars mit dem in einer wolkenumrahmten Nische stehenden Christus im Kreise mehrerer Engel. Im ebenfalls durchbrochenen, von Hinten beleuchteten Auszug sieht man Gottvater von zahlreichen Putten umkränzt. Seitlich stehen Figuren von Petrus, Paulus, Josef und Antonius von Padua. Die theatralische Wirkung wird durch das frei im Chorbogen hängende Kreuz sowie seitlich aufgestellte Assistenzfiguren aus dem 18. Jahrhundert noch gesteigert.

Am linken Seitenaltar rahmen hölzerne Darstellungen der Katharina und Barbara eine gemalte Rosenkranzmadonna. Im Auszugsbild ist Antonius von Padua zu sehen, der von zwei geschnitzten Engeln gerahmt ist. Den Altar bekrönt eine Figur des Heiligen Michaels. Ein Schrein über der Altarmensa fasst die Madonna von Einsiedeln. Der rechte Seitenaltar birgt dagegen ein Altarblatt mit Ulrich und Afra, ein Aufzugsbild mit der heiligen Teresa von Avila, ferner Figuren von Leonhard und Wendelin sowie des heiligen Georgs als Abschluss. Auch hier gibt es über dem Altartisch einen Schrein, dieses Mal mit der Darstellung der Anna selbdritt.

Während der Korb der Kanzel von einer Engelsfigur getragen wird, ist der Schalldeckel von der Heilig-Geist-Taube, Putten mit dem Neuen Testament, den Gesetzestafeln und der Tiara sowie mit dem heiligen Paulus besetzt.

Den großen, farbigen Deckenspiegeln sind immer kleinere monochrome Medaillons zugeordnet. Sie

entfalten eine reiche Ikonografie: Im Chor rahmen das zentrale Fresko mit dem Lamm Gottes und der heiligen Dreifaltigkeit Darstellungen des Moses, einmal mit dem brennenden Dornbusch und einmal mit der Bundeslade, ferner Abbildungen von Johannes dem Täufer, Johannes dem Evangelisten, Matthäus und Johannes auf Patmos. Über den Türen entdeckt man die Taufe Christi sowie einen Kelch im Wolkenkranz als Symbol des Gebets am Ölberg.

Im Langhaus sind in den großen Bildfeldern die Verleugnung Christi durch Petrus, die Himmelfahrt Mariä, sowie die Bekehrung des Paulus dargestellt. Die Medaillons zeigen den reuigen Petrus und die Schlüsselübergabe, Zeder und Zypresse als Zeichen des ewigen Lebens. Des Weiteren sieht man den Engel Gabriel mit den vier Hunden, die für Barmherzigkeit, Wahrheit, Gerechtigkeit und Friede stehen, ferner einen Olivenbaum als Symbol der Erkenntnis, die Jungfrau mit dem Einhorn als Sinnbild der Reinheit, und schließlich zwei Szenen aus dem Leben des Paulus, nämlich seine Verurteilung und seinen Gang zur Richtstätte.

Die Emporenbrüstung trägt ein Tafelbild, das die Anbetung der Hirten thematisiert.

Auf Konsolen an den Längswänden stehen Apostelskulpturen, ergänzt um Johannes den Täufer und Johann Nepomuk.

Da die Inninger Pfarrkirche zur Benediktinerabtei St. Ulrich und Afra gehörte, bestimmten Geschmack und Bildung der Mönche auch die barocke Neuausstattung. Nur vor diesem Hintergrund sind das komplexe ikonografische Programm, wie auch die hohe künstlerische Qualität zu erklären.



St. Peter und Paul in Inningen, Blick zu den Altären, 2013

Römermauer

Fronhof

Geschichte

1954: Die Römermauer wird nach Plänen des damaligen Augsburger Stadtbaurates Walther Schmidt (1899–1993) errichtet. Geplant ist der Bau einer zweiten Mauer, um die Dimensionen des 1808 niedergelegten Domfriedhofes wiederherzustellen und den Platz zu gliedern. Dies scheitert an Protesten der Altstadtfreunde.

2002: Die Römermauer wird nach Entwürfen des Büros Schrammel saniert, dabei wird eine Sichtachse vom Hohen Weg zum Portal der ehemaligen fürstbischöflichen Residenz (jetzt Regierung von Schwaben) freigelegt. Die römischen Spolien werden aus konservatorischen Gründen ins Römische Museum gebracht und durch Repliken ersetzt.



Römermauer, 2013



Architektur

Die Backsteinmauer ist von einem Betonflugdach auf schlanken Stützen überfangen und damit ein typisches Beispiel für die „leichten“ 1950er Jahre. Beidseits der Römermauer sind mehrere historische Steindenkmäler mit äußerst bedeutsamen Weihe- und Ehreninschriften des 3. Jahrhunderts aufgestellt, so der Victoriaaltar, der nach einer Schlacht gegen die Juthungen oder Semnonen im Jahr 260 geweiht wurde, oder die konkav gestalteten Blöcke, deren Inschrift Kaiser Probus (276-282) nach erneuten Siegen über die Germanen als „restitutor provinciarum“, als Wiederhersteller der Provinzen feiert. Bemerkenswert sind auch die Reliefs mit Szenen des römischen Alltagslebens: Zu sehen sind beispielsweise ein Fasswagen und die Verschnürung eines großen Stoffballens. Diese Reliefs sind Fragmente von mächtigen Grabmonumenten, die außerhalb der Stadt entlang der Ausfallstraßen aufgestellt waren. Sie ähnelten dem neunteiligen, 6,88 Meter hohen Pfeilergrabmal des Rechtsgelehrten Marcus Aurelius Carus, das 1998 an der Hofer Straße in Oberhausen gefunden wurde, und an der Römermauer als Replik zu sehen ist. Die Erbauer wollten mit solchen Denkmälern, die sie oft noch zu Lebzeiten errichten ließen, dem Reisenden einen repräsentativen Eindruck ihres geschäftlichen, beruflichen und sozialen Erfolgs vermitteln.

Säulenfragmente und Gesimsbruchstücke im südlichen Teil der Ausstellungsfläche lassen durch ihre Größe auf respektablem Dimensionen der Gebäude im römischen Augsburg schließen. Diese Funde stammen allerdings wie so oft in Augsburg nicht aus ihrem originalen antiken Kontext, sondern aus mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Fundzusammenhängen, da sie in nachrömischer Zeit aufgrund des Mangels an Steinmaterial mehrfach wiederverwendet wurden.

Mit der Römermauer und dem 2011 eröffneten archäologischen Garten am Äußeren Pfaffengässchen existieren in Augsburg im öffentlichen Raum zwei Orte, die an die römische Vergangenheit der Stadt erinnern. Denn von den in der Denkmalliste aufgeführten rund 170 Bodendenkmale sieht man im Stadtbild nichts: Häufig handelt es sich nicht um Gebäudefundamente sondern um Grabstätten; die Fundsituation wird durch die Grabung zerstört während die geborgenen Objekte ins Museum oder Depot wandern. Archäologische Denkmale sind also auf der einen Seite besonders fragil, für Bauherren aber auch besonders unbequem, wenn die Grabungen Bauarbeiten über Jahre verzögern.



Ehemalige Schülesche Kattunmanufaktur

Friedberger-Straße 2

„Die berühmte Fabrik des Herrn Schülin ist ein Gebäude, das dem schönsten Fürstenpalaste an Pracht nichts nachgibt.“

Notiz von Johann Nepomuk Hauntinger in sein Reisetagebuch 1784.

Geschichte

1759: Johann Heinrich Schüle (1720–1811) gründet in Augsburg die erste Kattunmanufaktur auf dem europäischen Festland. Es kommt zu Streitigkeiten mit den ortsansässigen Webern.

1766: Schüle wird zu einer Geldstrafe wegen Verstoßes gegen die Einfuhrbestimmungen der Freien Reichsstadt verurteilt. Er verlässt Augsburg.

1768: Der Kaiser entscheidet den Streit mit den Webern zugunsten der Kattunmanufakturisten, Schüle kehrt daraufhin nach Augsburg zurück.

1770–1772: Schüle beauftragt den Augsburger „geschworenen Werkmeister“ Leonhard Christian Mayr (1725–1810) mit dem Bau eines riesigen Manufakturgebäudes vor dem Roten Tor.

1785: 3.500 Beschäftigte arbeiten für Schüle – bei einer Einwohnerzahl Augsburgs von rund 30.000. Bald danach gerät die Manufaktur in eine Krise, da die Konkurrenz bei den Qualitätsstandards gleichziehen konnte.

1872: Nach häufigen Besitzerwechseln und Umnutzung als Tabakfabrik oder Hotel nutzt Michael Nagler (1828–1895) das Gebäude als Mechanische Weberei. Im Hof werden später mehrere Produktionsbauten erstellt.

1927: Das Abschlussgitter des Hofes wird abgenommen.

1990: Nagler & Sohn geht in Konkurs.

1996: Die Seitenflügel werden nach Teileinsturz abgebrochen.

1999: Der Freistaat Bayern schreibt einen Wettbewerb zur Erweiterung der Fachhochschule Augsburg auf dem Gelände der Schüleschen Kattunfabrik aus, den Hubert Schulz und Werner Girsberger für sich entscheiden.

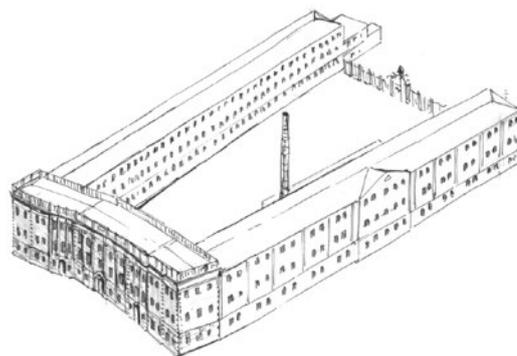
2003–2007: Für den Gestaltungszweig der Hochschule Augsburg entstehen die Seitenflügel nach (stark veränderten) Plänen von Schulz und Girsberger neu. Der Haupttrakt wird saniert.

Architektur

Leonhard Christian Mayr errichtete für Schüle einen Dreiflügelbau, der mit „corps de logis“ (Wohntrakt) zur Friedberger Straße und dem zwischen zwei Manufakturtrakten liegenden „cours d’honneur“ (Ehrenhof) mit prächtigem Abschlussgitter dezidiert an eine Schlossanlage erinnerte. Das Gebäude war auch sonst eine einzige Provokation: Zunächst aufgrund seiner Größe, die zu Streitigkeiten mit den Nachbarn führte, aber auch durch seine Bauweise, denn außerhalb der Stadtmauern war üblicherweise nur Holzarchitektur gestattet – eine Regel, über die die städtische Bauaufsicht allerdings häufig milde hinwegsah.

Schüle war zur Erbauungszeit auf dem Höhepunkt seiner Macht: Er hatte sich über die Weberzunft hinweggesetzt, mehr noch, er hatte durch seine Monopolstellung dem Handwerk die Lebensgrundlage entzogen; 1772 dufte er sich „Edler

von Schüle“ nennen. Letztlich war die Schülesche Kattunmanufaktur also ein Symbol für die ersten Risse, die sich Ende des 18. Jahrhunderts in der hierarchisch geprägten Sozialstruktur der Reichsstadt zeigten und den Übergang zur Industriestadt andeuteten.



Die Schülesche Kattunmanufaktur nach der Umnutzung zur Weberei Nagler & Sohn, um 1910, Rekonstruktionszeichnung 2013

Von der riesigen Anlage blieb nur der mehrfach geknickte, unregelmäßig geschwungene Kopfbau mit seinen drei Eingängen erhalten. Die Fassade zeigt über dem rustizierten Sockel eine für Augsburg typische flache Putzgliederung, die sich zum Zentrum hin steigert: Während die seitlichen Abschnitte durch Rustikaquader und Lisenen gestaltet sind, prägen den Mittelteil korinthische Kolossalpilaster und ein Konsolgebälk. Eine schmiedeeiserne Balustrade schließt die Schau­fassade nach oben ab.

Von der Innenausstattung ist wenig erhalten, unter anderem einige Stuckdecken sowie Flü­geltüren mit figuralen und floralen Flachreliefs

im ersten repräsentativen Obergeschoss. Die Supraporten mit mythologischen Szenen stam­men aus der Feder von Joseph Christ. In der Zeit Schüles muss der Eindruck viel prächtiger gewesen sein. Graf von Salis Sewis hatte nach einem Besuch Folgendes zu berichten: „(...) die Zimmer seines geschmackvoll ausgestatteten Hauses waren entweder mit Ostindischen Seiden­stoffen oder mit der feinsten Indienne aus seiner eigenen Fabrik bespannt.“ Während der Hausherr also im Haupttrakt residierte, befand sich in den Seitentrakten die Produktion, ein Konzept, das mit zunehmender Lärm-, Hitze- und Staubentwick­lung im Zuge der Mechanisierung des Arbeits­prozesses bald kaum mehr möglich sein sollte.

Der Teilabbruch der Schüleschen Kattunfabrik – eine Denkmaltragödie

Nach dem Konkurs der Weberei Nagler & Sohn kaufte das Bauunternehmen Graf & Maresch die Dreiflügelanlage mit dem Ziel einer wirtschaftlichen Nutzung. Geplant waren der Abbruch beider Seitenflügel sowie die weitgehende Entkernung des Kopfbaus. Trotz Ablehnung durch das Landesamt für Denkmalpflege gab die Kommune dem Antrag des Bauunternehmens im Juli 1993 statt. Dagegen stellten sich unter anderem Stadt- und Bezirksheimatpfleger sowie die Architektenverbände in Augsburg und Schwaben – ohne Erfolg, denn der Bauausschuss bestätigte am 28.10.1993 nochmals die Genehmigung des Abbruchs. Es folgte ein Schlagabtausch, der auch Eingang in die überörtliche Presse fand; das „Art-Magazin“ berichtete ebenso über den „Fall Schüle“ wie die Frankfurter Allgemeine Zeitung (11.01.1994) oder die Neue Zürcher Zeitung (2.07.1994). Der Bezirksheimatpfleger Peter Fassl und der Bund Deutscher Architekten initiierten nun eine Unterschriftenaktion und eine Architektenwerkstatt, auch der bayerische Landesdenkmalrat plädierte klar für den Erhalt der Schüleschen Kattunmanufaktur. Auf ein Dissensverfahren des Landesamtes für Denkmalpflege hin lehnte die Regierung von Schwaben am 11.5.1994 den Abbruch ab. Die Firma Graf & Maresch bot die ehemalige Kattunmanufaktur nun der Fachhochschule an, die aber zunächst eine Erweiterung nach Süden favorisierte. In einem weiteren Versuch wandte sich die Firma Graf & Maresch direkt an den Bayerischen Staat und wollte das Schüle-Gelände gegen staatliche Wohnbauflächen tauschen. Augsburger Architekturverbände votierten ebenfalls für eine Nutzung der alten Manufaktur durch die FH.

Mittlerweile waren die später an den Schüleschen „Urbau“ angefügten, nicht denkmalgeschützten Produktionsbauten abgetragen worden. Der nördliche Seitenflügel wurde dadurch so stark beschädigt, dass er 1996 zum Teil einstürzte und abgebrochen werden musste. Wenig später folgte auch der Südflügel. Am 27. März 1997 erwarb der Freistaat Bayern das Schüle-Gelände für die FH. In der Begründung wurden der Wunsch der Stadt nach Neunutzung der Schüleschen Kattunfabrik wie auch die denkmalpflegerischen Belange als Verpflichtung des Staates hervorgehoben.

Obwohl der Denkmalstatus von Schüles „Manufaktorschloss“ nie außer Frage stand, wurde es „in einem Vorgang von beispielloser Dummheit, gepaart mit Profitinteressen, weitgehend zerstört“ (Winfried Nerdinger).



Schülesche Kattunmanufaktur, Prunkgitter vor der Demontage, um 1925

Ehemaliges Schulhaus Siebenbrunn

Siebenbrunner-Straße 22

Geschichte

1918: Augsburgs Stadtbaurat Otto Holzer (1874-1933) errichtet eine Volksschule in der Mehringerau, einer 1910 eingemeindeten Industriekolonie.

1978: Die „Untere Mehringerau“ wird aus Trinkwasserschutzgründen abgebrochen, der Volksschulbetrieb wird aufgegeben, das Gebäude für die Meisterschule für Maler und Lackierer genutzt.

1989: Franz Sauter richtet im Schulgebäude ein Walmuseum ein.

1996: Das Gebäude dient zudem einer Schule zur individuellen Lernförderung.

2001: Der Schulbetrieb wird endgültig eingestellt, Ulrich Kubak erwirbt das Gebäude.

2010–2011: Das Gebäude wird saniert.

2013: Ulrich Kubak wird für die Sanierung des Schulhauses Siebenbrunn mit der Bayerischen Denkmalschutzmedaille ausgezeichnet.



Schulhaus Siebenbrunn, oberes Vestibül, 2011

Architektur

Im 19. Jahrhundert erkannte man die Alphabetisierung breiter Bevölkerungsschichten als Schlüssel, die gesellschaftliche und wirtschaftliche Entwicklung voran zu treiben. Nach 1900 wurden neben dem Lesen, Schreiben und Rechnen als Auswirkung auf die Reformüberlegungen des zeitweilig in Augsburg tätigen Georg Kerschensteiner (1854–1932) auch Turnen und freies Zeichnen gefördert. Ziel war nun eine „ganzheitliche“, „kindgerechte“ Entwicklung. Solche Gedankenspiele schlugen sich auch im Schulbau nieder, der zunehmend „heimatliche“ Bauformen annahm und zum Beispiel mit Märchenmotiven geschmückt wurde. Ähnliches lässt sich am Siebenbrunner Schulhaus beobachten: Otto Holzer errichtete einen zweistöckigen Bau mit drei Flügeln und einem Mansardendach, auf dem ein Uhrtürmchen mit „Augsburger“ Zwiebelhaube sitzt. Erker,

Gesimse, Putzgliederung und unterschiedliche Fensterformen verleihen der Architektur einen gemütvollen Anstrich. Zwei Treppenarme führen zu dem vorspringenden Eingangsbereich mit zentral gesetzter Inschrifttafel hinauf. Im Innern liegen übereinander zwei großzügige rechteckige Vestibüle mit abgeschrägten Ecken und einfachen Decken-Stuckleisten. In die mehreckigen Fenster-nischen der oberen Halle sind Holzbänke eingebaut. Rückwärtig schließt sich das zentrale von Lang- und Ovalfenstern belichtete Treppenhaus an, dem gedrechselte Holzbaluster und schmiedeeiserne Gitter eine repräsentative Note verleihen. Die Klassenzimmer, eine Turnhalle und die sanitären Anlagen liegen in den Seitentrakten. Im Erdgeschoss des rechten Flügels richtete Holzer zudem eine Lehrerwohnung ein.



Schulhaus Siebenbrunn, Treppenhaus 2011

Offizierskasino/Halle 116

Pröllstraße 2/Karl-Nolan-Straße 2–4

Geschichte

1934–1936: Westlich des Stadtteils Pfersee lässt die Wehrmacht drei Kasernen errichten: Die General-Kneußl-Infanteriekaserne, die Luftnachrichtenkaserne sowie die Heeresnachrichtenkaserne.

1944: Im April werden zirka 2000 männliche KZ-Häftlinge des zerstörten Dachauer Außenlagers in Haunstetten in eine Fahrzeughalle (Nr. 116) der Luftnachrichtenkaserne verlegt. Ab Herbst 1945 besteht in Kriegshaber auch ein Frauen-KZ.

1946: Die Kasernen werden von der US-Besatzung offiziell beschlagnahmt.

1950er Jahre: Die US-Streitkräfte vereinigen die drei Wehrmachtskasernen in Pfersee zur „Sheridan-Kaserne“.

1998: Die Amerikaner ziehen ihre Truppen vollständig aus Augsburg ab. Das 70 Hektar große Sheridan-Gelände bleibt jedoch abgeriegelt.

2006: Auf dem Gelände entstehen Wohnungen, Gewerbe und ein zentraler Park. Fast alle Kasernen-Gebäude bis auf das Offizierskasino, die Kommandatur, die Kirche, der Kindergarten sowie die Halle 116 werden abgebrochen. Das Offizierskasino wird in die Denkmalliste aufgenommen.

Bauten

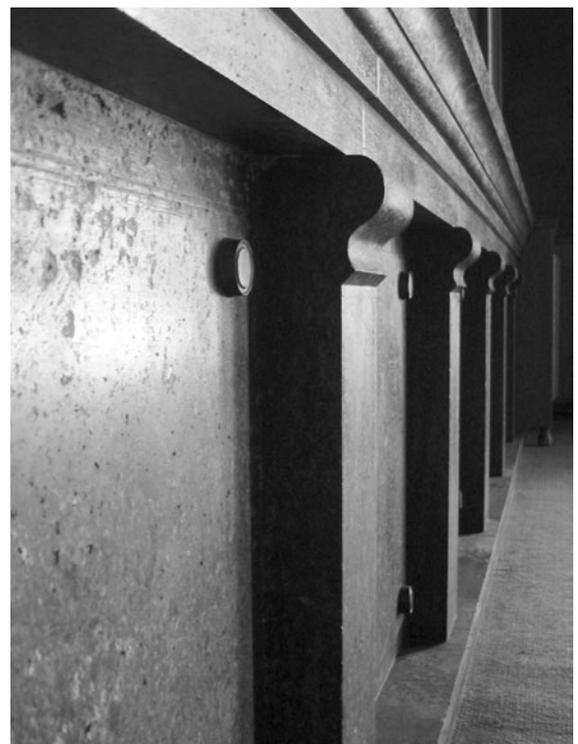
Das ehemalige Offiziersheim besteht aus zwei rechteckigen Walmdachbauten, die mit einem niedrigeren Verbindungstrakt eine asymmetrische Gruppe bilden. Während der nördliche, flachere Flügel von den Amerikanern als Ball- und Theatersaal angebaut wurde, blieb der südliche Trakt seit seiner Erbauung 1934–1936 fast unverändert. Die Fassaden tragen mit Eckrustika, Klappläden und Adlerportal einen historisierenden „heimatlichen“ Anstrich.

Das Innere ist mit Natursteinprofilen, Eichenholztüren und geschmiedeten Beschlägen noch aufwändiger ausgestattet, als das Kasino der Sonne- und Arras-Kaserne („abraxas“, Nr. 1). Kernstück ist der Festsaal, der sich nach Westen und Süden mit hohen Rechecksfenstern zu einer Terrasse öffnet. Von hier kann der Blick in die parkähnlich gestaltete Umgebung schweifen.

Eine Holzkassettendecke überfängt den Festsaal, seine Wände sind mit Porphyrbüstungen, Eichentäfelungen und roten Bespannungen versehen. Für die östliche Stirnseite schuf Otto Michael-Schmidt (1904–1992) 1938 ein großes Wandbild, das die Lechfeldschlacht zeigt. Ähnlich wie an Schmidts Bemalung des Weberhauses von 1936 zum selben Thema sind die erhobenen Lanzen als zeichenhaftes Motiv eingesetzt. Die



Offizierskasino der Sheridan Kaserne, 2002



Offizierskasino der Sheridan Kaserne, 2002, Porphyrbüstung im Festsaal

Darstellung im Offiziersheim der Luftwaffenkaserne ist allerdings martialischer, gemäß ihrem Zweck als Propagandabild für das Heer.

Neben dem Festsaal gab es zudem einen Wein- und Bierkeller mit Separée, Kegelbahn und Vorratsräumen. Durch die wuchtigen Gewölbe, Wandgemälde von Rittern und Mönchen, einen Kachelofen sowie Trinksprüche auf den Fenstergläsern wirken die Räume mittelalterlich. „Die Präsentationsräume und das Kelleretablisement wurden von den Amerikaner offenbar in ihrer, die ästhetischen Klischees vom ‚Deutschen‘ bedienenden Grundaussage geschätzt, erhalten und gepflegt.“ (Michaela Haibl 2002). Das Offizierskasino ist somit ein sprechendes Zeugnis für den

Übergang von der NS- zur US-Kaserne. Weil es an das verheerende NS-Regime erinnert, ist es das klassische „unbequeme“ Denkmal. Bezeichnend, dass die Anlage leer steht und sich die Suche nach einer Neunutzung ebenfalls unbequem gestaltet.

Zeigt das Kasino die repräsentative Seite der Kasernenarchitektur, so handelt es sich bei Gebäude 116 um eine funktionale KFZ-Halle mit Satteldach und großen Zufahrtstoren zu den zehn Unterstellbereichen („Bays“). An den Kopfseiten lagen Büros; im Osten springt ein später angebauter Aufzugsschacht hervor. Auf dem Sheridan-Gelände gab es mehrere dieser typisierten, bis 157 m langen und bis 17 m breiten Hallen zum Parken und Instandsetzen von Fahrzeugen.

Die Halle 116 – ein Erinnerungsort

„Sei geduldig und stark, es kommen ja auch für uns wieder schönere und glücklichere Tage, und dann werden wir bestimmt ein neues und schöneres Leben anfangen – Gizi!“

Auszug aus dem Brief des KZ-Häftlings Johann Lukezic aus dem KZ-Außenlager Pfersee am 7.1.1945.

Im April 1944 wurde die Kfz-Halle zum KZ-Außenlager umgebaut. Hier waren bis zu 2000 männliche Häftlinge gefangen, die in den Messerschmidt-Werken Zwangsarbeit leisten mussten. Sie arbeiteten im 12-stündigen Wechselschichtbetrieb und legten den Arbeitsweg mit der Bahn, der Lokalbahn oder zu Fuß zurück.

Die Kfz-Unterstellbereiche wurden notdürftig zu Häftlingsblöcken umgebaut, wo die Männer schichtweise in mehrstöckigen Betten schliefen. Im westlichsten Block lag eine Krankenstation, im Osten waren Gefangene mit besonderen Funktionen wie der Lagerälteste und der Häftlingsschreiber untergebracht. Vor dem Gebäude lag ein eingezäunter Hof. Das Außenlager wurde von SS-Soldaten bewacht, Prügelstrafen waren an der Tagesordnung, einige KZ-Häftlinge wurden erhängt. Die inhumanen Lebensbedingungen führten zu vielen Todesfällen durch Verhungern oder durch Epidemien. Die Leichen brachte man nach Dachau, später auch in das Augsburger Krematorium oder verscharrte sie in Massengräbern auf dem Westfriedhof.

Am 23. April 1945 räumte die SS das Lager, das nicht in Feindeshand fallen sollte. Der Fußmarsch der entkräfteten KZ-Häftlinge fand bei Klimmach ein Ende, als die Kolonne von den US-Soldaten befreit wurde.

Die US-Truppen nutzen die Halle 116 für Handwerks- und Instandsetzungsarbeiten, für Büros unter anderem der Bauverwaltung sowie für eine Bibliothek. Sie ist damit auch Zeugnis der 50-jährigen Präsenz der amerikanischen Besatzungsmacht in Augsburg. So war die Sheridan-Kaserne Stützpunkt für den Vietnam- und den Irak-Krieg.

Nach dem Abzug der US-Truppen stand das Gebäude zunächst leer, im Jahr 2009 beschloss der Augsburger Stadtrat, die Halle 116 aufgrund ihrer Geschichte nicht abzureißen, sondern zum Gedenkort umzugestalten.

Staats- und Stadtbibliothek

Schaezlerstraße 25

Geschichte

1537: Der Katholizismus in Augsburg wird verboten. Sixtus Birck (1501-1554), der Rektor von St. Anna, stellt im Auftrag der Stadt eine Kollektion der wichtigsten Bücher aus den verlassenen Klöstern zusammen.

1538: Erste Ausgaben für die kommunale Bibliothek sind dokumentiert.

1562: Jakob Zwitzel (1470-1540) errichtet neben der St.-Anna-Kirche ein repräsentatives Bibliotheksgebäude.

1893: Der Zwitzel-Bau ist zu klein für den riesigen und wertvollen Bibliotheksbestand. Er wird abgebrochen.

1892-1893: Martin Dülfer (1859-1942) realisiert gemeinsam mit dem Augsburger Stadtbaurat Fritz Steinhäuser (1852-1822) ein neues Gebäude.

1914-1920: Es entsteht ein Anbau für den Lesesaal und die Volksbücherei.

2012: Die Bibliothek wird verstaatlicht, wobei die kommunalen Bestände im Eigentum der Stadt verbleiben.

2013: Erste Arbeiten der dringlichen Sanierung des Gebäudes beginnen.



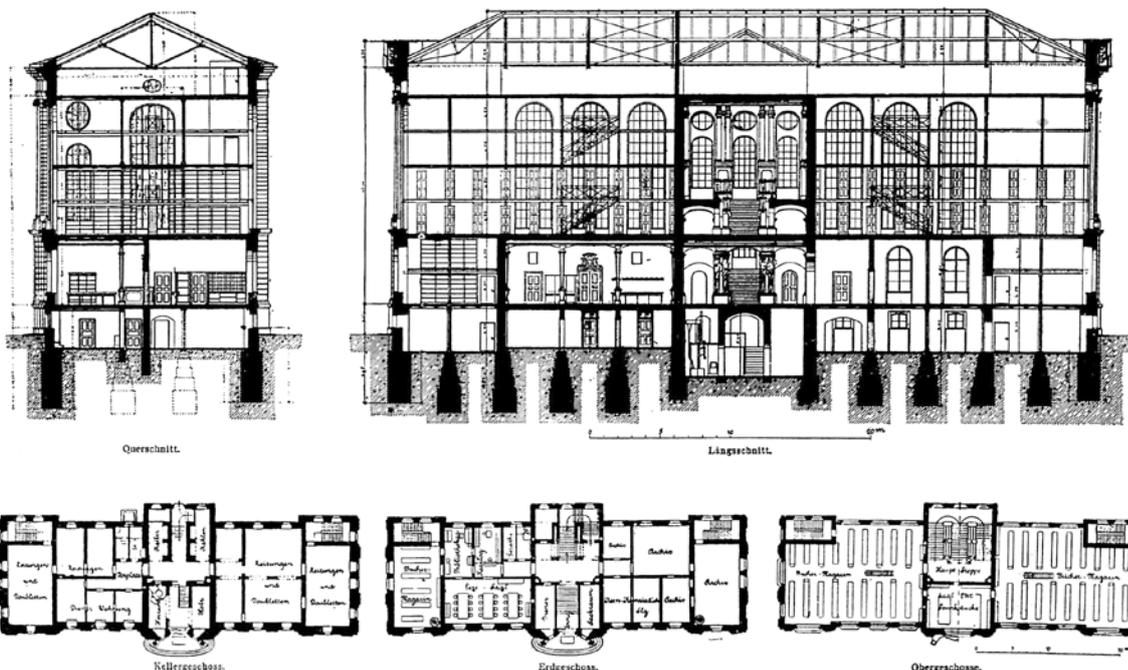
Staats- und Stadtbibliothek, um 1980

Architektur

Das Gebäude ist ein Längsbau mit einem Mittel- und zwei Eckrisaliten. Das Gliederungssystem der Hauptfassade mit ausschwingenden Gesimsen, ionischen Kolossalpilastern und kurvitem Prunkportal ist dem Barock entlehnt – vorbildlich wirkten wohl die Wiener Hofbibliothek (1722-1726) des Johann Bernhard Fischer von Erlach (1656-1723) und die nach Plänen Joseph Emanuel Fischer von Erlachs (1693-1742) durch Georg Christian Unger (1743-1799) 1775-1781 errichtete Königliche Bibliothek in Berlin.

Hinter dem Mittelrisalit liegen das Vestibül, das dreiarmlige, an die Prunkstiege (1786) der Eichstätter Residenz von Maurizio Pedetti (1719-1799) angelehnte Treppenhaus sowie der Lesesaal für die kostbarsten Bücher und Inkunabeln. Während der Katalogsaal ebenfalls reich ausgestattet ist, sind die Verwaltungs- und Archivräume sowie der Lesesaal im Erdgeschoss nüchtern.

Die stockwerksübergreifenden Rundbogenfenster in den Obergeschossen wirken zunächst ungewöhnlich für einen Bibliotheksbau des 19. Jahrhunderts, finden sich aber zum Beispiel auch bei der Marienbibliothek (1887-88 von Reinhard Knoch und Friedrich Kallmeyer) in Halle an der Saale. Im Innern liegen in beiden Fällen die Büchermagazine, die bei der Staats- und Stadtbibliothek in vier niedrige Geschosse unterteilt sind. Die Bücher konnten so ohne Leiter erreicht werden, zudem war eine natürliche, nicht brandgefährliche Licht- und Luftzufuhr gewährleistet. Eine solche Konstruktion war möglich, weil nicht die Außenwände die Decken tragen, sondern ein inneres, feuersicheres Eisenbetonskelett, dessen verstreute Stützen auf Granitblöcken mit darauf sitzenden Betonsockeln basieren. Der stützenlose Dachstuhl in Eisenkonstruktion wurde vorausschauend für einen künftigen Ausbau vorgesehen.



Die neue Kreis- und Stadtbibliothek in Augsburg-

Wassertürme am Roten Tor/ Werkhof d. Brunnenmeisters

Am Roten Tor 1/Beim Rabenbad 6

„ein großes, aber kostspieliges technisches Werk.“
(Kardinal Luigi d'Aragona 1571 über die Wassertürme am Roten Tor)

Geschichte

1412: Am Roten Tor wird ein Pumpenwerk errichtet, mehrere Leitungen werden zu den öffentlichen „Röhrbrunnen“ verlegt.

1416: Hans Felber modernisiert das aus ausgehöhlten Föhrenstämmen bestehende Leitungssystem. Am Brunnenbach errichtet man einen hölzernen Turm („Großer Wasserturm“).

1463: Der „Große Wasserturm“ wird neu gebaut.

1470: Ein zweites Hochreservoir wird gebaut („Kleiner Wasserturm“).

1558: Jeder Bürger kann einen Anschluss an das öffentliche Wasserleitungssystem erwerben. Die Nutzung der öffentlichen Fließwasserbrunnen ist dagegen kostenlos.

1559: Bernhard Zwitzel (1486–1570) erhöht den „Kleinen Wasserturm“.

1599: Der Kasten- oder Neue Spitalturm, der bis dahin als Wehrturm gedient hatte, wird um ein Wasserreservoir aufgestockt.

1669: Der Große Wasserturm wird erhöht.

18. Jahrhundert: Unter der Ägide von Caspar Walter (1701–1769) erfolgen mehrere Um- und Einbauten. Vor allem entstehen neue Holztreppehäuser in den Türmen.

1878/1879: Der Magistrat verabschiedet als Reaktion auf mehrere, durch verunreinigtes Trinkwasser ausgelöste Cholera-Epidemien eine „Wassersatzung“, die den Anschluss an neue Leitungen für alle Anwesen vorschreibt. Das Wasser soll nun aus dem Siebentischwald gewonnen werden. Am Hochablass wird ein Wasserwerk gebaut, die Türme am Roten Tor verlieren ihre zentrale Funktion für die Wasserversorgung.

2005–2010: Der Große und der Kleine Wasserturm werden saniert, in ihrem Innern ist seitdem die Geschichte der Augsburger Wasserversorgung dokumentiert.



Die Wassertürme am Roten Tor, Zeichnung 2013

Bauten

Der Werkhof des Brunnenmeisters besteht aus einem Wohnhaus, dem Werkstattgebäude an der Stadtmauer sowie drei Wassertürmen. Die bis heute gut erhaltene Anlage zählt zu den herausragenden Denkmälern der europäischen Technikgeschichte. Ihre geschmückte Architektur verdeutlicht den Rang, der dem Brunnenmeister als dem Herrn „über das Wasser“ beigemessen wurde.

Direkt am Brunnenbach, über eine Brücke erreichbar, steht das Obere Brunnenmeisterhaus für die Dienstwohnung, ein Mansardendachbau mit feiner Putzgliederung. Auf die Profession des Bewohners spielen auch die geschnitzte Tür mit zwei kleinen Mischwesen aus Mensch und Fisch (Tritone) und ein Paar seitlicher Wasserspeier in Fischform an.

Vom Wohnhaus aus erreicht man die zwei angebauten Hochreservoirs. Der Große Wasserturm besteht aus einem quadratischen Unterbau und darauf gesetzten achteckigen Obergeschossen mit kräftiger Architekturgliederung, Balustrade sowie Rechtecks- und Ovalfenstern. Durch seine Erhöhung im 17. Jahrhundert sollte in erster Linie die Druckhöhe vergrößert werden. Wasserräder und Pumpen im Erdgeschoss erzeugten den Druck zum Hochpumpen. Vier nicht mehr erhaltene Aufstiegsröhren speisten das Becken im obersten Stock, von dort floss das Wasser über ein dickeres Ablaufrohr in das Kanalisationssystem. Der Verlauf dieser Röhren ist heute anhand von Aussparungen in den Decken zu sehen. Über das hölzerne Treppenhaus (bezeichnet 1726 oder 46) gelangt man nach oben in die Brunnenstube, wo bereits der reichsstädtische Brunnenmeister mehrere Modelle und Schaufeln präsentierte. Dieser Teil der Anlage ist aus Brandschutzgründen nicht begehbar.

Unmittelbar mit seinem größeren Pendant verbunden ist der Kleine Wasserturm. Zur statischen Sicherung des Unterbaus, der von den Bewegungen der Pumpen erschüttert wurde, war ein Strebe- Pfeiler nötig. Die Architekturmotivik der mehrecki-

gen Obergeschosse – Rustika, Triglyphengebälk und Dreiecksgiebel, erinnert wie die des Großen Wasserturms an Bauten Elias Holls (1573–1646). Eine hölzerne Wendeltreppe von Caspar Walter führt zur Brunnenstube mit einer Stuckdecke von Matthias Schmuzer dem Jüngeren (1634–86). Der sechseckige Wasserbehälter mit den Aufstiegs- und Fallrohren ist nicht erhalten, heute aber schematisch nachgebildet.

Im Werkhof lehnt sich das Untere Brunnenmeisterhaus direkt an die Stadtmauer an. Es besteht aus einem Hauptflügel mit Walmdach und Uhrengaube und einem schmalen Seitentrakt mit Pultdach. Im Innern lag die Werkstatt des Brunnenmeisters, seit 1985 beherbergt das Gebäude das Schwäbische Handwerkermuseum. Die freskierte Fassadengliederung geht auf einen Entwurf von Christian Dominikus Erhart (1731–1805) von 1777 zurück. Im Werkhof, durch den der Brunnenbach offen floss, standen drei nicht erhaltene hölzerne Werkshäuser mit Wasserrädern und Pumpen. Etwas abseits steht an der Außenmauer des Heilig-Geist-Spitals der Kasten- oder Neue Spitalturm. Über den zylindrischen Untergeschossen erheben sich zwei sechseckige Stockwerke mit abschließender Balustrade. Fassaden und Innendisposition ähneln den beiden anderen Wassertürmen. Eine Raffinesse ist jedoch Caspar Walters eingebaute doppelläufige „Schnecken-Stiege“ (1742 datiert und signiert) bei der laut Aussage des Brunnenmeisters „2 Personen, jede à parte diß und jenseits hinauf gehen, und durch die Öffnung des Spindel-Baums einander sehen, mit einander sprechen, auch einander die Hände reichen, doch nicht anderst als zu oberst bey dem Austritt, oder bey dem Wasser-Reservoir zusammen kommen.“ In der Brunnenstube ergoss sich das Wasser aus der Schnecke des Brunnenjünglings (1599, heute im Maximilianmuseum) von Adriaen de Vries (1545/56–1626).



Wassertürme am Roten Tor, Postkarte 1913

Zeughaus

Zeugplatz 4

Ehemaliges Waffenarsenal der Reichsstadt Augsburg

„Die Vorderseite des Zeughauses ist schön und mit Statuen von Metall gezieret. Sie werden glauben in Italien zu seyn.“

(*Giovanni Ludovico Bianconi (1717-1781), Zehn Sendschreiben an Herrn Marchese Philippo Hercolani, Leipzig 1764*)

Geschichte

1505: Ein Kornhaus wird errichtet.

1584/85: Das Kornhaus wird als Waffenarsenal genutzt.

1589: Der Augsburger Stadtwerkmeister Jakob Eschay (†1606) beginnt einen tief greifenden Umbau der Anlage. Im Norden entsteht ein zweiter Flügel.

1602–1607: Eschay kann die statischen Probleme des Umbaus nicht lösen, deshalb wird Elias Holl (1573–1646) damit betraut, den Umbau zu Ende zu führen. Holl zieht den Malerarchitekten Joseph Heintz (1564–1609) für die Fassadengestaltung hinzu.

1605–1607: Hans Reichle (um 1570–1642) gestaltet für das Zeughaus eine Bronzegruppe, die den Engelssturz abbildet.

1780: Die Ummauerung des Hofes wird durch ein Gitter ersetzt.

Architektur

Die L-förmige Anlage mit Treppenturm, gewaltigen Satteldächern und schlichten Putzfassaden säumt einen Innenhof.

Zum Zeugplatz ist die von Holl und Heintz entworfene Schaufassade mit steilem Schnecken giebel vorgeblendet, die das Gebäude imposanter erscheinen lässt. Ihre reiche, plastische Gliederung – Quader im Erdgeschoss, Wandvorlagen und Sprenggiebel in den beiden Ober- und in den Dachgeschossen täuscht zudem ein einziges hohes „piano nobile“ (Hauptgeschoss) mit Rechtecks- und Ovalfenstern vor. Nicht zuletzt bildet das Fassadenrelief eine theatralische Kulisse für die über dem Portal aufragende Bronzegruppe von Reichle und Neidhart. Das Thema „Engelssturz“ ist hier besonders eindringlich umgesetzt: Die beiden Hauptakteure, nämlich der wild zum Schlag mit einem Flammenschwert ausholende Erzengel Michael in römischer Rüstung sowie der unterlegene Luzifer sind buchstäblich im Herabstürzen gezeigt. Selbst die seitlichen Putten, die mit Trophäen, der Lanze Michaels und einer Fahne ausgestattet sind, geraten angesichts des dramatischen Ereignisses scheinbar in Bewegung. Sie zeigen Gesten des Erschreckens oder deuten hinab in die Hölle. Sinnbildlich geht es somit um den Kampf des Guten, das heißt des deutschen Reiches in Gestalt seines Schutzpatrons, des

deutschen Michels, gegen das Böse. Auf die Funktion des Zeughauses, ehemals eines der größten Waffenarsenale Mitteleuropas, weisen auch die seitlichen Inschriften „belli instrumento“ (Werkzeug des Krieges) und „paci firmamento“ (Bewahrung des Friedens) hin.

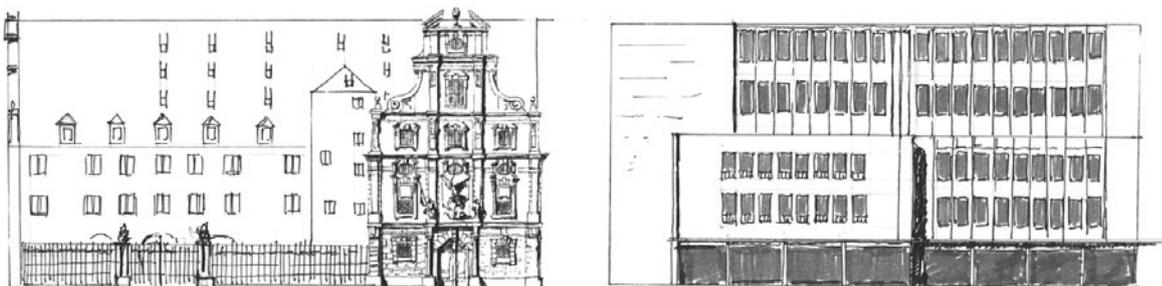
Gleich hinter dem Hauptportal mit seinem Abwehrdämon liegt im Erdgeschoß des von Holl angefügten Flügels eine große Halle für die Geschütze. Das Gewölbe dieses Raumes wird von toskanischen Säulen und Wandkonsolen in Gestalt von Figuren und Fratzen aufgespannt. Die toskanische Ordnung bezeichnete der italienische Architekt Sebastiano Serlio als „bäuerlich“ und „grob“. Sie war deshalb eine plausible Wahl für den Bau eines Zeughauses. Eine zweite Halle im älteren Westtrakt zeigt mit den massiven Pfeilern und Gewölben noch eine mittelalterliche, schwere Formensprache.

Der gewaltige, mehrstöckige Dachstuhl des Zeughauses ist eine handwerkliche und technische Meisterleistung. Es handelt sich um eine Kehlbalckenkonstruktion aus handgebeilten, geflößten und verblatteten Hölzern. Elias Holl wies sich mit solchen Konstruktionen als meisterlicher Ingenieur aus, der gerade bei statischen Problemen häufig zu Rate gezogen wurde.

Das Zeughaus – ein unbequemes Baudenkmal?

Im Jahr 1954 hatte das Kaufhaus Merkur (Horten AG) das direkt neben dem Zeughaus gelegene Pfarrhaus der katholischen Kirchenstiftung St. Moritz auf Erbpacht erworben und abgebrochen. Anstelle des nach 1906 von Hans Schnell errichteten Altbaus entstand ein kubischer Rasterbau, der durch seine wuchtige Baumasse den Zeugplatz als Hinterhof erscheinen lässt. Per Stadtratsbeschluss vom 28. April 1965 räumte die Kommune der Horten AG auch ein Erbbaurecht für das Grundstück des Zeughauses gegen Zahlung von 1,6 Mio und einen jährlichen Erbbauzins von 200.000 DM ein. Josef Wiedemann sollte den damals stark vernachlässigten Holl-Bau, der als Feuerwache genutzt wurde, architektonisch an das Kaufhaus Merkur anbinden. Folge wäre eine weitgehende Entkernung, insbesondere des original erhaltenen Dachstuhls gewesen. Die Regierung von Schwaben lehnte 1966 diesem Vertrag ab, allerdings legte die Kommune Widerspruch ein und erhielt vom Verwaltungsgericht Augsburg recht: „Das Augsburgische Zeughaus ist objektiv seinem äußeren Aussehen nach ein unansehnlicher (sic), etwas heruntergekommener Altbau...“ hieß es in der Begründung vom 16.12.1966. Nun legte der Staat Berufung vor dem Bayerischen

Verwaltungsgerichtshof ein. Es bildete sich die „Augsburger Aktion – Rettet das Augsburgische Zeughaus“. Protest kam auch vom Bayerischen Landesbaukunstsausschuss, dem Verband Deutscher Kunsthistoriker, den Nachkommen des Augsburgischen Patriziats, Gerhard Ludwig als Vorsitzendem des Kreisverbandes Augsburg Schwaben des Bundes Deutscher Architekten sowie von Walter Gropius. Einen weiteren brieflichen Appell für die Umnutzung des Zeughauses „eines der hervorragendsten Baumonumente aus der Zeit um 1600 in Deutschland“ nach denkmalpflegerischen Kriterien unterzeichneten am 26. Juli 1967 unter anderem Erwin Panofsky, Werner Heisenberg, Erich Steingraber, Norbert Lieb, und Wolfgang Braunfels. Daraufhin ließ die Horten AG die Planung ändern. Letztlich führte aber ein Verfahrensfehler der beiden Vertragsparteien – der Stadt Augsburg und der Horten AG – dazu, dass der Bayerische Verwaltungsgerichtshof der Umnutzung des Zeughauses zum Kaufhaus 1968 einen Riegel vorschob. Die Kommune führte den Rechtsstreit noch drei Jahre weiter. Nach dem Auszug der Feuerwehr ließ sie das Zeughaus zwischen 1977 und 1980 schließlich zum Bildungs- und Begegnungszentrum umbauen.



Das Zeughaus heute und um 1680, Zeichnung 2013

Quellen und Literatur

- Augsburger Aktion (Hg.), Rettet das Augsburger Zeughaus. Notruf der Augsburger Aktion, Augsburg 1967.
- Augsburg in kunstgeschichtlicher, baulicher und hygienischer Beziehung. Festschrift den Teilnehmern an der 15. Wander-Versammlung des Verbandes Deutscher Architekten- und Ingenieur-Vereine, Augsburg 1902.
- Jan Assmann, Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen, München 1992.
- Wolfram Baer und Josef Mancal, Alt Augsburg. Bilder einer bayerisch-schwäbischen Stadt, Tübingen 1988.
- Bruno Bushart, Die Fuggerkapelle bei St. Anna in Augsburg, München 1994.
- Bruno Bushart und Georg Paula, Georg Dehio, Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler. Bayern III, Schwaben, Berlin, München, 2. Auflage 2008.
- Astrid Debold Ritter, Augsburg. In frühen Fotografien 1860–1914, München 1979.
- Astrid Debold-Kritter, Augsburg Textilviertel. Denkmalpflegerisches Gutachten, München 1990.
- Christoph Emmendorffer, Die Skulpturensammlung des Maximilianmuseums, in: Vernissage 8. Jahrgang 61, 2000.
- Festschrift 25 Jahre Erlöserkirche Augsburg-Göggingen, 1986.
- Egon Johannes Greipl, Editorial, Denkmalpflege-Informationen Nr. 152, Juli 2012, Seite 3.
- Günther Grünstedel, Günther Hägele und Rudolf Frankenberger (Hg.), Augsburger Stadtlexikon, Augsburg, 2. Auflage 1998.
- Franz Häußler, Augsburgs grüne Insel. Stadtgarten und Wittelsbacherpark. Vom Ludwigsbau zum „Kongress am Park“, Augsburg 2012.
- Franz Häußler, Augsburg Album. Fotos von anno dazumal, Augsburg 1990.
- Franz Häußler, Augsburg 1930–1955. Stadtgeschichte in Bildern, Augsburg 1993.
- Bernt von Hagen und Angelika Wegener-Hüssen (Hg.), Denkmäler in Bayern, Band VII.83, Stadt Augsburg, München 1994.
- Georg Haindl (Hg.), Die Kunst zu wohnen. Ein Augsburger Klebealbum des 18. Jahrhunderts, Begleitpublikation zur Ausstellung der Kunstsammlungen und Museen Augsburg vom 24.11.2010 bis 20.02.2011 in der Deutschen Barockgalerie im Schaezlerpalais, Berlin/München 2010.
- Eugen Hausladen, Die Meister der Augsburger Baukunst und ihre Werke, unveröffentlichtes Typoskript im Archiv der Altaugsburgergesellschaft, Augsburg ca. 1930.
- Horten Aktiengesellschaft Düsseldorf (Hg.), Das Zeughaus von Elias Holl in Augsburg und das Warenhaus der Firma Horten, Düsseldorf/München 1968.
- Hundert Jahre Mechanische Baumwoll-Spinnerei und -Weberei Augsburg, Augsburg 1937.
- Norbert Huse, Unbequeme Baudenkmale. Entsorgen? Schützen? Pflegen? München 1997.
- Markus Johanns, Augsburger Architekturmodelle, in: Vernissage 8. Jahrgang 61, 2000.
- Björn R. Kommer, Das Maximilianmuseum. Gebäude – Sammlungsgeschichte, in: Vernissage 8. Jahrgang 61, 2000.
- Rem Koolhaas, Die Stadt ohne Eigenschaften, in ARCH+ 132, 1996, Seite 18–27.
- Künstlervereinigung Augsburg „Die Ecke“ (Hg.), Utopie und Wirklichkeit. Zeichenhafte Architektur in Augsburg, Katalog zum 1. Augsburger Architekturtag am 22. November 1997, Friedberg Bachern 1997.
- Norbert Lieb, Augsburgs bauliche Entwicklung als Ausdruck städtischen Kulturschicksals seit 1800, in: Zeitschrift des historischen Vereins für Schwaben, Band 58, 1951, Seite 1–112.
- Hans-Rudolf Meier, Zwischen Fremdheit und Identität. Zur Alterität des Denkmals, in: Marion Wohlleben (Hg.), Fremd, vertraut oder anders? Beiträge zu einem denkmaltheoretischen Diskurs, München/Berlin 2010, Seite 141–150.
- Hans-Rudolf Meier und Marion Wohlleben, Bauten und Orte als Träger von Erinnerung. Die Erinnerungsdebatte und die Denkmalpflege, Zürich 2000.
- Winfried Nerdinger (Hg.), Zwischen Glaspalast und Maximilianneum. Architektur in Bayern zur Zeit Maximilians II. 1848–1864, Katalog zur Ausstellung im Münchner Stadtmuseum vom 7. März bis 1. Juni 1997 (=Ausstellungskataloge des Architekturmuseums der Technischen Universität München und des Münchner Stadtmuseums Nr. 10), München 1997.
- Winfried Nerdinger (Hg.), Industriearchitektur in Bayerisch Schwaben 1830 – 1960, Teil 1, Augsburg, Katalog zur Ausstellung im Architekturmuseum Schwaben, 27. Oktober bis 10. Dezember 1999 (= Architekturmuseum Schwaben, Heft 14), Augsburg 1999.
- Winfried Nerdinger (Hg.), Von der Garnison zur Konversion. Nutzung und Umnutzung der Augsburger Militärfelder, Katalog zur Ausstellung im Architekturmuseum Schwaben, 13. Juni bis 11. August 2002 (= Architekturmuseum Schwaben, heft 21), Augsburg 2002.
- Winfried Nerdinger (Hg.), Industriekultur mit Zukunft? Augsburg und das Erbe des Industriezeitalters, Katalog zur Ausstellung im Architekturmuseum Schwaben vom 10. September bis 16. November 2003 (= Architekturmuseum Schwaben, Heft 21), Augsburg 2003.
- Winfried Nerdinger (Hg.), Thomas Wechs 1893 – 1970. Architekt der Moderne in Schwaben (= Schriften des Architekturmuseums Schwaben, Band 6), Berlin 2005.
- Winfried Nerdinger (Hg.), Geschichte der Rekonstruktion. Konstruktion der Geschichte, Publikation zur Ausstellung des Architekturmuseums der TU München in der Pinakothek der Moderne, 22. Juli bis 31. Oktober 2010, München/Berlin/London/New York, 2010.
- Winfried Nerdinger (Hg.), Werkschau Brockel + Müller, Katalog zur Ausstellung im Architekturmuseum Schwaben vom 8. Dezember bis 19. Februar 2012 (= Architekturmuseum Schwaben, Heft 28), Augsburg 2012.
- Pädagogische Hochschule Augsburg der Universität München, Festschrift zur Vollendung des Neubaus, Augsburg 1963.
- Wolf Jobst Siedler, Elisabeth Niggermeyer, Die gemordete Stadt. Abgesang auf Putte und Straße, Platz und Baum, Berlin 1961.
- Melanie Thierbach, Renate Mäder, Kathrin Rottmann, Katalog des Diözesanmuseums St. Afra (= Festschrift für Weihbischof Josef Grünwald zum 75. Geburtstag, herausgegeben von der Diözese Augsburg, Lindenbergl im Allgäu 2012.

Internetrecherche:

Ingrid Scheurmann, Wem gehört die Geschichte? Transkulturelles Erbe und Identitätsstiftung, aufgerufen am 30.3.2013 unter <http://denkmaldebatten.de/kontroversen/transkulturelles-erbe/>

Dankwart Guratzsch, „Was soll nur aus unseren Fassaden werden?“ in „Die Welt“ 21.9.2010; aufgerufen am 27.2.2013 unter http://www.welt.de/welt_print/kultur/article9770742/Was-soll-nur-aus-unseren-Fassaden-werden.html

Peter Fassl, Erinnerungskultur und Denkmalpflege, Vortrag an der Hochschule und an der Universität Augsburg, Zusammenfassung, aufgerufen am 02.04.2013 unter <http://www.buergerentscheid-magdeburg.de/index.php/positionen/74-2-erinnerungskultur-und-denkmalpflege>

Gisela Schnyder-Pröls, 2002, aufgerufen am 20.07.2013 unter <http://ds1.dreifels.ch/pinoy/page.asp?DH=185>

Brief des KZ-Häftlings Johann Lukezic, aufgerufen am 19.07.2013 unter <http://www.pfersee.de/denkort/KZ-haeftlingsbrief.pdf>

Bildnachweis

Gregor Nagler/Sammlung Gregor Nagler: Soweit nicht anders angegeben

Bildarchiv Foto Marburg, Foto: Helga Schmidt-Glassner: Diözesanmuseum (Detailfoto Dompportal)

Gaswerkfreunde Augsburg, Oliver Frühschütz: Gaswerk Foto

Klaus Stumpf: Titelbild (Abbruch Tivoli), Architekturmuseum Schwaben/Abbruchstadt Augsburg (Abbruch Tivoli)

Augsburg in kunstgeschichtlicher, baulicher und hygienischer beziehung. Festschrift den Teilnehmern an der 15. Wanderversammlung des Verbandes Deutscher Architekten- und Ingenieur-Vereine, Augsburg 1902: Staats- und Stadtbibliothek (Schnitte)

Die Großindustrie Augsburgs, den Festteilnehmern an der XV. Wanderausstellung des Verbandes Deutscher Architekten und Ingenieure in Augsburg vom 1.-3. September 1902, Augsburg 1902: Villa Haag (Rauchbild)

Kunstsammlungen und Museen Augsburg: Staats- und Stadtbibliothek (Fotografie)

Architekturmuseum Schwaben/Stiftung Debold-Kritter (Schülerische Kattunfabrik (Foto Gitter/Portal)

Architekturmuseum Schwaben, Archiv: Hotelurm (Aufrisszeichnung)

Pädagogische Hochschule Augsburg der Universität München, Festschrift zur Vollendung des Neubaus, Augsburg 1963: Ehemalige PH (Fotos Treppenhaus und Kapelle)

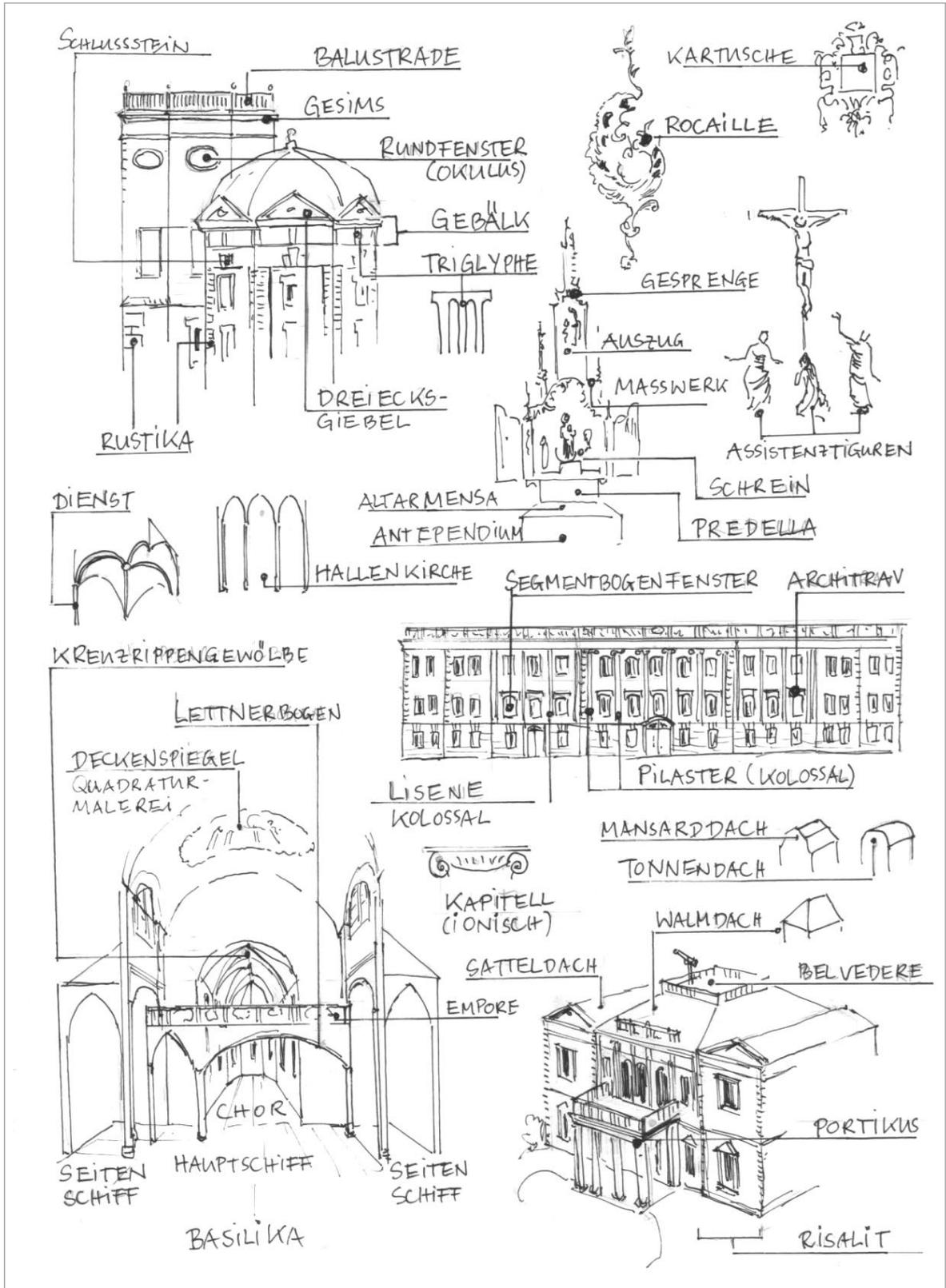
Festschrift 25 Jahre Erlöserkirche Augsburg-Göggingen, 1986: (Foto Innenraum)

Stadtwerte Augsburg, Fotograf Thomas Hosemann: Villa Haag (Foto Gang)

Peter Bulach: abraxas (Foto), Offizierkasino Sheridan (Foto Außen, Foto Brüstung)

Archiv Amerika in Augsburg e.V.: Umschlag hinten (Halle 116)

Glossar





Sheridan-Kaserne, Halle 166, 5th Infantry Division, um 1954/55

Impressum

Herausgeber

Stadt Augsburg

Referat 6

Hochbauamt, Bauordnungsamt/Untere Denkmalschutzbehörde

Programmzusammenstellung, Recherche, Texte und Zeichnungen

Gregor Nagler (M.A.)

Redaktion

Hochbauamt, Christian Jonathal

September 2013



DEUTSCHE STIFTUNG
DENKMALSCHUTZ